



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N^o 26.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die Mine von St. Gurlott.

Roman nach dem Englischen

von

H. Hanna.

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Im Schulzimmer eines großen Hauses, das unweit vom Meere lag und mit weithin sichtbaren, schwarz auf die

weiße Kreit gemalten Lettern sich als „Münsters Erziehungsanstalt“ ankündigte, saß ich, Hugh Trelany, kaum zwölf Jahre alt, nachdenklich und allein. Es waren erst zwei Tage verflossen, seitdem ich von London hierher gesandt worden; die Mutter war längst tot und mein Vater, der als Wandervorleser ein wenig stabiles Leben führte, hatte es endlich an der Zeit gefunden, daß meine bis daher sehr oberflächlich gewesene Erziehung einmal in geordnetere Bahnen gelenkt werden solle.

Es war einer der Nachmittage, wo die Lektionen aus-

fielen, meine neuen Kameraden spielten im Hofe, mich aber, der ich an Alleinsein gewöhnt war, gelüstete es nicht, an ihrem Vergnügen teilzunehmen. Ich war ein schüchterner Knabe und fand nur schwer den Weg, Bekanntschaften anzuknüpfen. — So in kindisches Sinnen verloren schreckte mich ein halbleiser Ausruf plötzlich aus meinen Träumen, auffahrend begegnete ich dem Blick zweier schwarzen, aufmerksam auf mich gerichteten Mädchenaugen.

„Bist Du der neue Knabe?“ fragte eine ruhige, klare Stimme.



Winterlandschaft. Originalzeichnung von Ernst Schmitz.

Ich nickte und starrte die Fragestellerin an, ein Mädchen ungefähr in demselben Alter wie ich, deren Augenbrauen in einer für ein Kind ihres Alters seltsam sinnenden Weise sich zusammenzogen.

Sie trug Hals und Arme bloß und liebte, indem sie mit mir sprach, ein Kästchen, dessen hellglänzende Augen und geschmeidig elegante Bewegungen etwas Uebereinstimmendes mit ihr selbst zu haben schienen.

Ich bemerkte auch, daß sie Ohrringe trug, kleine funkelnde Sterne.

„Wie heißt Du?“ fuhr sie fort in derselben ruhig bestimmten Weise, ganz in der Art eines Vorgefetzten.

„Hugh.“

„Hugh was?“

„Hugh Treland.“

Ich fühlte mich durch den beinahe befehlend klingenden Ton der kleinen Lady etwas eingeschüchtert, sie kam meinem kindischen Sinne viel älter vor, als ich es war, viel überlegen.

Und dann, mich immer noch mit der gleichen forschenden Miene ansehend, fragte sie, den Blick über meine schwarze Kleidung gleiten lassend, weiter:

„Für wen trägst Du Trauer?“

Mit etwas bebender Stimme, beinahe ungern den mir, wie mir dünkte, allein gehörenden Kummer preisgebend, antwortete ich: „Für meine Mutter.“

Sie schien weder überrascht, noch sagte sie ein Wort der Teilnahme, aber, nach dem Fenster des Schulzimmers gehend, von dem aus man die draußen spielenden Knaben sehen konnte, fuhr sie fort:

„Warum gehst Du nicht spielen mit den anderen Böglingen?“

„Ich mache mir nichts aus dem Spiel,“ antwortete ich, „ich bin müde.“

„Müde, wovon?“

Ich schwieg, da ich nicht gleich wußte, was ich darauf antworten sollte. Ich hatte eigentlich damit gemeint, daß ich traurig gestimmt und verschüchtert sei, mochte jedoch nicht so viel und so manches reden und eingestehen.

Sie verstand mich aber doch wohl, und obschon sie mich in keiner Weise zu trösten suchte, drang sie doch nicht weiter mit Fragen in mich.

Ihre Aufmerksamkeit von mir abzulenken, denn ihre fragenden großen Augen machten mich verwirrt, bückte ich mich nieder, das Kästchen zu streicheln, das sie auf den Boden gesetzt hatte, aber selbst dann noch fühlte ich ihren forschenden Blick auf mir ruhen. Als ich mich wieder setzte, beinahe mißmutig, sah sie zur Seite und lachte. Dies ermutigte mich und ich begann sie auch meinerseits auszufragen.

„Bist Du des Vorstehers Tochter?“

Statt aller Antwort lachte sie wieder, aber so gutmütig, so hell, so herzlich, daß all mein Mißmut schwand und der Gedanke in mir aufstieg, daß sie nicht nur ein recht selbstbewußtes, sondern auch ein recht hübsches junges Dämchen sei.

„Warum lachst Du?“ fragte ich.

„Ueber Dich,“ antwortete sie, „weil Du mich für des Vorstehers Tochter hältst. Ich bin fremd hier wie Du. Meine Angehörigen leben weit von hier, in Südamerika, und sind sehr reich. Meine Mutter ist tot, schon lange, ich kann mich ihrer nicht mehr recht erinnern. Mein Vater sandte mich hieher, damit ich was lernen solle, aber ich werde wohl bald wieder zurückkehren. Hast Du noch einen Vater?“ setzte sie schnell hinzu.

Ich nickte.

„Ist er gut mit Dir, hat er Dich hieher gethan?“ fragte sie und fuhr, ohne meine Antwort abzuwarten, fort: „Mein Vater weinte, als ich abreiste, obschon er ein großer, starker Mann ist, und als er mir beim Abschied diese Ohrringe gab, sagte er, daß Mama sie getragen, und küßte sie. Wir wohnen weit weg von hier, an einem Ort, wo es viel schöner ist. Ist Dir England nicht zuwider?“

Es war dies eine absonderliche Frage, in meinem damaligen Gemütszustand aber nickte ich zustimmend.

„Es ist ein häßliches Land,“ sagte sie, „trübselig und traurig, nichts als Nebel und Regen. Bei mir zu Hause ist es anders, da ist es immer schön, da gibt es duftende Blumen und Bäume voll herrlicher, süßer Früchte, große, prächtige Falter und schillernde Schlangen, die nicht giftig sind und die man lehren kann, sich einem um den Hals zu ringeln und aus der Hand Speise zu nehmen.“

Wie sie dies alles mit leuchtendem Auge schilderte, da war es mir, als ob ich in jenes Wunderland versetzt sei, ihr ganzes Gesicht war so strahlend und sonnig, ihre Gestalt erschien mir so fremdartig schön, die Ohrringe funkelten so wunderbar — ich sah sie unter all der Zauberpracht umherwandeln, sah die duftenden großen Blumen, die fruchtbeladenen Bäume, die bunten, schwirrenden Falter und die goldschillernden, im Grase schleichen Schlangen und sah, wie dunkelfarbige Diener in Ehrfurcht sich ihr näherten und mit Palmwedeln ihr Kühlung zuschickten. Denn ich muß hier beifügen, daß ich stets ein wißbegieriger Knabe gewesen und alles heißhungerig verschlungen hatte, was mir von Reisebeschreibungen und Abenteuern in fremden Zonen aus meines Vaters großem Vorrat in die Hand gefallen und im Geiste in jenen entlegenen Landen längst bekannt geworden war. Vieles, was ich mir von all der süßlichen Herrlichkeit geträumt und innerlich aufgebaut, erstand nun plötzlich in dem Mädchengesicht, das ich da zum erstenmale vor mir sah.

In welchem Alter wäre ein schönes menschliches Wesen, und hauptsächlich eines, das dem zarteren Geschlechte angehört, gleichgültig gegen Bewunderung? Ich bin überzeugt, daß meine neue Freundin sich aus der meinen kein Hehl machte und daß ihr dieselbe nicht mißfiel. Sie war jedenfalls echt und lag gegen meinen Willen offen genug ausgedrückt in dem leuchtenden Glanz, dem furchtsam staunenden Blick meiner Augen. Als sie wieder zu sprechen begann, war der bisher so bestimmte Ton ihrer Stimme weicher geworden, auf ihrem Gesichte lag ein freundlicher, wohlwollender Zug.

„Wenn Du mit mir kommen willst,“ sagte sie, „will ich Dir zeigen, was es hier zu sehen gibt. Viel ist es allerdings nicht, doch im Garten bin ich nicht ungern. Willst Du?“

Ich erhob mich etwas links, fast wie auf Kommando, nahm meine Kappe vom Ständer und behielt sie in der Hand, als ich ihr zur Thüre folgte.

„Was wohl meine Schulkameraden von mir halten werden, wenn sie mich so von einem Mädchen geführt sehen,“ dachte ich mir und war einesteils beschämt davon, andernteils fand ich doch wieder Gefallen daran.

Vor dem Schulzimmer lag der Spielplatz, die anderen Jungen spielten gerade Cricket. Sie nahmen von mir wenig Notiz, sahen aber, als wir vorübergingen, neugierig und mit nicht allzu freundlichem Blick auf meine Führerin. Sie ihrerseits ging an ihnen vorüber, ohne sie auch nur eines Blickes zu würdigen, wohl aber bemerkte ich, daß sich ihre Augenbrauen mit unmutigem Ausdruck zusammenzogen, sie sagte indes nichts.

Unser erster Besuch galt dem Gipfel eines hohen Hügels, der hinter dem Hause lag, von dort aus konnte man die nächste Gegend übersehen und das nahe Meer, dessen langgezogene Wellen mit weißen Schaumkämmen zum Ufer rollten und perlend am Strande verliefen.

Es war ein stiller, sonnenloser Tag, nur auf den fernen Schiffen, die mit vollen Segeln vorüberfuhren, lag es wie lichter Glanz.

Das Mädchen sah seewärts mit demselben sinnenden Ausdruck, den sie bei unserer ersten Begegnung gehabt.

„Bist Du ein guter Schüler?“ fragte sie plötzlich.

Dies war eine Frage, auf die zu antworten ich als bescheidener Knabe völlig unvorbereitet war. Ich sah zu Boden, zuckte mit den Achseln und lächelte.

„Weißt Du viel?“ fuhr sie erläuternd fort. „Ich meine, hast Du schon vieles gelernt bis jetzt?“

Ich erklärte ihr, so gut ich es vermochte, daß meine Kenntnisse ziemlich geringfügig seien und eigentlich nur aus den allerhand Brocken bestünden, die ich in den Schulen der verschiedenen Städte aufgeschnappt, wo mein Vater während meiner Kindheit sich vorübergehend aufgehalten. In Wirklichkeit war ich auch ein in seiner geistigen Erziehung ziemlich vernachlässigter Knabe, da ich nie einem geordneten Bildungsgang hatte folgen können. Ich konnte lesen und schreiben, wußte etwas von der Arithmetik und den Anfängen der lateinischen Sprache, alles aber war noch Chaos in mir und von irgend einem gründlicheren Wissen keine Spur. Dies gestand ich ihr aber nicht so zu, dazu war ich zu stolz.

„Wenn Du noch so vieles zu lernen hast,“ bemerkte das Mädchen gedankenvoll, „so halte Dich doch zu den anderen Böglingen; warum suchst Du Dich nicht mit ihnen zu befreunden? Warum hältst Du Dich allein und lässest den Kopf hängen? Wenn Mädchen hier wären, würde ich sicher Freundinnen darunter gefunden haben, ich weiß es. Knaben aber sind anders, sie sind zu roh, zu streitsüchtig.“

All dies sagte sie mehr im Tone eines Selbstgesprächs, die Augen auf die vorübersegelnden Schiffe gerichtet, als ob ihr die Gedanken aus irgend einer weitabliegenden Quelle zuströmen.

„Die Knaben mögen mich nicht,“ fuhr sie fort, „sie halten mich für stolz. Ich bin es nicht, aber ich fasse rascher auf wie sie, weiß mehr und bin aus besserem Hause. Ich überflüge sie in der Schule und habe schon manchen von ihnen geholfen, wenn sie zu träg oder zu dumm waren.“

Was sie da sagte, klang mir wie Offenbarung. Bis daher hatte ich nicht gewußt oder auch nur geahnt, daß meiner Gefährtin Platz unter den anderen Böglingen sei. Während der zwei Tage, daß ich in der Anstalt war, hatte sie nicht am Unterrichte teilgenommen, ein Umstand, über welchen sie mich, ohne daß ich sie darum befragte, sofort aufklärte.

„Ich war fort,“ sagte sie, „auf Besuch und kam erst diesen Morgen wieder. Ich gebe auch nicht jeden Tag zur Schule, weil ich oft an Kopfschmerz leide und mein Vater nicht will, daß ich lernen soll, wenn ich keine Lust dazu habe. Doch nun laß uns gehen, den Garten anzusehen, es hat Fruchtsträucher darin und einige haben reife Beeren.“

Ich folgte ihr, immer respektvoll und schüchtern und bald wandelten wir neben einander in dem stillen Garten beim Schulhause. Die lärmenden Rufe der spielenden Knaben drangen ab und zu zu uns herüber, ich hörte sie wie aus einer weitabliegenden Welt.

Aus diesem Versunkensein weckte mich der schrille Ton einer Glocke. „Es ist das Zeichen zum Abendbrot,“ erklärte meine Freundin, „es ist besser, Du gehst jetzt.“

Und hinaus rannte sie vor mir den Kiespfad entlang. Schon war sie beinahe meinem Gesichte entschwunden, als ich, von Neugier getrieben, mir ein Herz faßte.

„Wie heißt Du?“ rief ich ihr nach.

Sie sah sich um, nickte und lächelte.

„Madeline!“ gab sie zurück, „Madeline Graham!“ und damit war sie fort. Einen Augenblick stand ich noch wie verwirrt da, dann aber ging ich nach dem Wohnhause und setzte mich mit den anderen zum Theetisch, die Augen voll leuchtenden Glanzes.

Obschon Mrs. Münster am Tisch präsidirte, erschien meine neue Freundin doch nicht, ich aber aß mit dem Appetit der Jugend mein Butterbrot und dachte dabei mit träumerischer Borne an das seltsame Mädchen aus dem fernen, schönen Wunderlande.

Zweites Kapitel.

In meiner hastig hingeworfenen Skizze des Münster'schen Instituts habe ich des Vorstehers und dessen Frau wenig oder gar nicht gedacht, sie haben auch mit meiner Geschichte selbst nur insofern zu thun, als sie mein Bekanntwerden mit der Heldin des Dramas vermittelten, dessen Vorspiel diese Kapitel bilden.

Mr. Münster war ein kleiner, körperlich schwacher, geistig aber nicht unbedeutender Mann mit auffallend hoher Stirne, die er eines chronisch gewordenen Kopfschmerzes halber fortwährend mit Wasser neigte. Seine Frau, eine gute, treue Seele, hatte vor ihrem Gatten einen ganz gewaltigen Respekt und für ihre Böglinge die Liebe und Fürsorge einer Mutter; ihre eigene Ehe war kinderlos geblieben.

Die beiden Leuten waren freundlich und liebevoll mit uns allen, Madeline Graham aber behandelten sie in einer ganz besonders rücksichtsvollen Weise, die beinahe an Respekt grenzte. Offenbar waren sie angewiesen worden, sie mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt zu umgeben, und ebenso augenscheinlich war es, daß sie dafür auch ein sehr reichliches Entgelt erhielten.

Je mehr ich von Madeline Graham sah, je mehr ich ihr ganzes Thun und Lassen beobachtete, desto inniger schloß ich sie in mein Knabenherz und verflocht sie mit all meinem Denken.

Nach jener ersten Zusammenkunft hielt sie sich einige Tage etwas zurück, beobachtete mich aber — ich bemerkte es wohl — fortwährend, in der Schule und bei Tische, vermied jedoch jede weitere Annäherung. Sie wünschte offenbar, mich in gewisser Reserve zu halten, aus Gründen, über die ich mir nicht recht klar werden konnte.

Nach und nach fanden wir uns aber doch wieder.

Madeline hatte nicht zu viel gesagt, als sie sich rühmte, die anderen Böglinge zu übertreffen, sie hatte ganz außerordentliche Fähigkeiten und löste Aufgaben, die den anderen schwer wurden, mit aller Leichtigkeit. Sie saß mit uns im Klassenzimmer und nahm beinahe immer den ersten Platz ein. Ich, noch in manchen Dingen etwas träge und gleichgültig, hatte dabei aber ein vortreffliches Gedächtnis und war in allen Aufgaben, deren Lösung davon abhing, den anderen voran, Madeline war mein einziger Rival. So kam es, daß wir, erst absichtslos, nach und nach immer bewußter, mit einander um die Meisterschaft in der Schule rangen.

Dies Wettsiefern, statt uns zu trennen, führte uns näher zusammen.

Madeline achtete mein Können, das hie und da über sie den Sieg errang, und ich meinerseits verehrte sie um so mehr, je mehr ich fühlte, welch guten Einfluß sie auf mich in jeder Beziehung ausübte.

So waren wir schon seit sechs Monaten recht gute Freunde. Ich hatte mich in den gleichmäßig ruhigen Gang des Institut-lebens bereits vollkommen hineingefunden und fühlte mich glücklich wie nie, da, eines Tages, wir saßen eben beim Frühstück, bemerkte ich, daß Mr. Münster ganz verstört ausah, als er eben den größten einer Anzahl vor ihm liegender Briefe erbrochen. Der Umschlag des Schreibens war ein fremdartiger, gelber, die Postmarke darauf eine überfeste.

Madeline, die neben ihm saß, schien zu erblassen und bestete gespannt ihre großen Augen auf das entfaltete Blatt.

In dem ersten Briefe lag noch ein zweiter, kleinerer, den Mr. Münster schweigend Madeline überreichte.

Mit stürmischer Hast öffnete sie denselben und las ihn. Er schien nur kurz zu sein. Als sie ihn überflog, füllten sich ihre Augen mit Thränen.

Ihre Bewegung zu verbergen, erhob sie sich und verließ das Zimmer.

Auch Mr. Münster's Gesicht zeigte die gleiche Ueber-raschung und Bestürzung. Er biß sich auf die Lippen, als er seinen Brief durchlas, und fuhr mit der Hand nervös durchs Haar. Dann erhob er sich und übergab mit bedeutungsvollem Blicke das Schreiben seiner Frau, welche ob dessen Inhalt gleichfalls sehr bestürzt schien.

Dabei war etwas raschelnd auf den Boden gefallen, Mr. Münster, leicht erröthend, hob es auf. Es war ein farbiges, bedrucktes Papier und sah aus wie eine ausländische Banknote.

Das Frühstück wurde aufgehoben, die Lektionen nahmen ihren Anfang — aber Madeline erschien nicht. Mr. Münster blieb unruhig und sichtlich gedrückt.

Was mich betrifft, so stiegen Gefühle in mir empor, die mein junges Herz bis dahin nie gekannt. Ich glaubte an einem Abgrund zu stehen, in den hinunter all das versenkt werden sollte, was mir lieb und teuer war. Ich konnte nicht mehr essen, nicht mehr dem Unterricht folgen, konnte nicht mehr denken. Welch Unheil war da im Anzuge? Ich fragte es mich angstvoll immer und immer wieder.

Beim Mittagessen erschien Madeline wieder nicht, wohl

aber hörte ich, wie sich die Schüler leise zuflüsterten: „Madeline geht fort!“

Geht fort. Wohin? In jenes ferne, wunderbare Land, woher sie gekommen und wohin ich ihr niemals werde nachfolgen können. Fort für immer, dem sonnigen Westen zu, alles mit sich nehmend, was mein junges Leben schön und glücklich gemacht. War das nur möglich?

Nie und nimmer werde ich die Qual jenes Tages vergessen. Mancher harte Schlag hat mich seitdem getroffen, doch keiner schwerer, manchen Kummer habe ich seitdem erfahren, keiner ging tiefer.

Nach der Schulzeit trieb ich mich um das Haus herum und durchgeisterte jeden Winkel, wo ich sie finden zu können glaubte. Ich wollte die Bestätigung des Gehörten aus ihrem Munde vernehmen. Ruhelos ging ich auf und ab wie ein Verbrecher, der sein Urteil erwartet. Den Anblick der anderen konnte ich nicht ertragen und hielt mich an den einsamsten Stellen auf, betrübt und verstört.

Spät am Abend ging ich in den Garten, es war unser Lieblingsplatz. Die Sonne war am Untergehen, aber ihr langsam scheidendes Licht warf noch rosige Tinten über den stillen Ort, verschwommen zeichneten sich die Schatten der Bäume und Sträucher vom Wege ab.

Ich war nicht lange dort, als ich den mir bekannten Schritt hörte und, mich umwendend, meine kleine Freundin auf mich zukommen sah.

Sie sah blaß aus, aber gefaßt und sagte zu mir:

„Hast Du gehört, Hugh, daß ich weggehe?“

Ich stammelte einige Worte, ich weiß nicht mehr was, sie hörte es wohl kaum; mir war, als bräche etwas in mir zusammen; ich sah sie an und schlug den Blick nieder.

„Ich habe einen Brief von meinem Vater bekommen, der mich unerbittlich heimruft. Da sieh!“ Mit diesen Worten legte sie die kleine Envelope, die ihr Mr. Münster beim Frühstück übergeben, in meine Hand.

Die Frage auf meinem Gesicht beantwortend, sagte sie:

„Du darfst es lesen!“

Ich las in schnellem, schmerzlichem Ueberfliegen; noch weiß ich jedes Wort. Das Briefchen war in markigen, großen Schriftzügen geschrieben und lautete also:

„Mein einziger Liebling!“

„Die guten Leute, bei denen Du weilst, werden Dir sagen, daß eine zwingende Veranlassung Dich unerwartet und plötzlich zurückruft. Sage darum all Deinen Freunden in England ein freundliches Lebewohl und komme ohne weiteren Verzug zu Deinem Dich treu liebenden Vater

Roderick Graham.“

Der Schlag kam nicht unvorbereitet über mich und fiel nicht so hart, wie er es ohne den Vorgang am Morgen gethan hätte. Ich kämpfte mit meinen Gefühlen und unterdrückte ritterlich eine heftige Reizung, laut auf zu weinen.

Madeline wurde dies gewahr und war selbst bewegt, aber es war nur ein schnelles, eigenes Leuchten in ihren Augen, ein sinnendes Nicken, als ob sie Dinge sähe, die erst kommen würden.

„Ich habe oftmals nachts darum gebetet, daß mich mein Vater doch bald wieder heim kommen lassen möchte,“ sagte sie gedankenvoll, „und nun er es gethan hat, kann ich mich doch nicht recht darüber freuen. Ich fürchte, es ist nicht alles zu Hause, wie es sein sollte. Macht's Dich traurig, daß ich gehe?“

Bei dieser direkten Frage konnte ich mich nicht mehr halten und brach in heftiges Weinen aus.

Sie nahm meine Hand und sah mir ernst ins Gesicht.

„Ich wußte, daß es Dir weh thun würde. Keiner wird mich so vermissen wie Du. Wir haben treu zu einander gehalten, ich hätte nie geglaubt, daß ich mit einem Knaben so innige Freundschaft schließen könnte. Meinem Vater will ich es von Dir erzählen, er soll Dich auch lieb haben. — Willst Du mir einen Kuß geben, Hugh, und mir Adieu sagen?“

Ich konnte vor Schluchzen kein Wort hervorbringen, aber ich schlang meine Arme um ihren Hals und küßte sie — es war ein reiner, aufrichtiger, liebevoller Kinderkuß, eine Million jener Küsse wert, die Männer in all der Welt sich stehlen oder kaufen.

Meine Thränen neigten ihre Wangen, sie aber weinte nicht. Sie war, wie immer, ruhiger und überlegener. Sie tröstete und liebkoste mich, sicherlich aber nicht mit jener tief persönlichen Reizung, die ich empfand. Madeline stand der Jungfrau näher als ich dem Manne und nahm meine Verehrung mehr als naturgemäße Huldigung entgegen. Eine Fürstin hätte einem ihrer getreuen Unterthanen die Wangen nicht königlicher hinreichen können, als die kleine Madeline es mir gegenüber that.

Und doch war ihr Benehmen voll aufrichtiger Zärtlichkeit. Sie würde mich doch vermissen, dessen war ich sicher.

Inmitten meines Schmerzes fand ich Worte, sie zu fragen, bis wann sie uns verlassen würde? Wie erstaunt war ich, zu hören, daß dies andern Tags schon geschehen solle.

„In zwei Tagen geht ein Schiff ab, morgen in der Frühe muß ich fort nach Liverpool. Mein armer Vater! Jedenfalls ist etwas nicht in Ordnung, und es wird noch so mancher Tag vergehen, bis ich ihn sehen werde.“

Das letzte Sonnenlicht war verglommen, die Nacht hereingebrochen, das letzte Abschiedswort gefallen. Ich schlief nur wenig, träumte schreckhafte, ängstliche Dinge und erwachte ob dem Rauseln eines Wagens, der über den knirschenden Kies vor der Hausthüre fuhr und dort hielt.

Ich starrte nach dem Fenster, es begann zu tagen.

Unten im Hause wurden gedämpfte, verworrene Stimmen laut. Leise, um meine Schlafgefährten nicht zu wecken, erhob ich mich und eilte ans Fenster.

Wie kalt, wie grau lag die Welt da.

Eine Reisekutsche stand vor dem Hause, der Kutscher, noch halb verschlafen, saß auf dem Bock und hielt die scharrenden Pferde im Zügel.

Still! Aus der Hausthüre tritt Mrs. Münster, an ihrer Seite die kleine Lady, die mir so lieb über alles ist.

Diesen Morgen scheint die stolze Haltung doch gebrochen, die großen Augen blicken weich und naß. Madeline umarmt wiederholt ihr Pflgemütterchen und winkt den umstehenden Diensthofen noch einmal ein freundliches Lebewohl zu.

Zu mir herauf schiebt sie nicht. Gedenkt sie wohl des armen, freudlosen Knaben, dessen Herz sie so ganz erfüllt und dessen Augen so bitter traurig auf sie herabschauen von dem kleinen, verhangenen Schlafzimmersfenster da oben?

Jetzt ist Madeline im Wagen, der Kutscher knallt mit der Peitsche, die Pferde ziehen an, nochmals lehnt sie sich zum Schlag hinaus und winkt mit dem Taschentuch. Jetzt fährt der Wagen um die Ecke, man hört sein Rollen noch — nun hört man auch das nicht mehr.

„Madeline! Liebe Madeline!“

Ich war neben meinem Bett auf die Kniee gesunken und küßte leidenschaftlich die kleine Haarlocke, um die ich sie vergangenen Abend noch gebeten hatte. Mein Herz wollte brechen, die ganze Welt schien in Nacht versunken nun er untergegangen war, der einzige Stern an meinem Himmel.

Drittes Kapitel.

Das Vorspiel ist vorbei, das Drama meines Lebens beginnt. Von Madeline sah und hörte ich nichts mehr, nur einige Monate nach ihrer Ankunft in ihrer fernen Heimat kam ein prächtiges Kistchen voll getrockneter süßen Früchte, sonderbarer Rüsse und anderer fremdländischen Herrlichkeiten, adressirt in der mir wohlbekannten Handschrift an Mr. Hugh Trelany in Münsters Pensionat. Meine Schulkameraden lachten spöttisch, als es ankam und mir übergeben wurde. Ich öffnete es, in der Erwartung, irgend einen schriftlichen Gruß zu finden, ein Zeichen, daß ich nicht vergessen sei, aber es enthielt nichts. Mit einigermaßen schwerem Herzen verteilte ich die meisten der Früchte unter meine Kameraden, ich selbst aß nur wenige davon, die übrigen barg ich in meinem Kofferchen, bis sie endlich ganz faul und schimmelig wurden. Wie ich mich dann genötigt sah, sie wegzuthun, da konnte ich's nicht über mich bringen, sie in den Hof zu dem Küchenscheuch zu werfen, ich nahm sie heimlich mit in den Garten und vergrub sie in die Erde, und wie ich so that, da war mir's, als ob ich all mein Hoffen, meinen Liebling je wieder zu sehen, mit in die kleine Grube senkte.

Eine zweite Sendung kam nicht, obgleich ich in meiner ungeübten Knabenhandschrift einen kleinen Dankesbrief geschrieben. Alles blieb still. Klein Madeline hätte ebensogut im Grabe liegen können weit über den fernen Wassern.

Ich blieb bis zu meinem vierzehnten Jahre in Münsters Institut. In all der Zeit schwand Madeline nie aus meiner Erinnerung, nie der Gedanke, eines Tages einmal über den Ocean zu fahren, ihr liebes, sonnenhelles Gesicht wieder zu sehen. Diese tiefe, stillgehegte Reizung war, ich darf so sagen, der Halt meines Daseins geworden, sie erfüllte die Einförmigkeit meines Schullebens mit erinnerungsreichem Zusammenhange und machte mich weicher und gefühlvoller. Was Wunder, daß ich mit der alten Vorliebe phantastische, in fernen Gegenden spielende Geschichten las und Verse machte, deren nie wechselnder Inhalt sie und immer wieder sie war!

Von Mr. Münsters Erziehungsmethode hatte ich mit der Zeit recht ordentlich profitirt und war bereits auf gutem Wege, für mein späteres Fortkommen den nötigen wissenschaftlichen Grund zu legen, als ich eines Morgens die erschütternde Nachricht erhielt, daß mein guter Vater gestorben sei und ich nun allein auf der Welt stünde.

Seit Jahren hatte ich wenig mehr von meinem Vater gesehen, während der ganzen Zeit, die ich im Münsterschen Institut verlebte, nie eine der Schulbalken zu Hause verbringen dürfen wie andere Schüler, denn mein armer Vater hatte ja selbst kein eigentliches Heim mehr, Münster war meine zweite Heimat, Mr. und Mrs. Münster mir Vater und Mutter geworden. Und doch war das Bewußtsein, daß in irgend einem Winkel der Welt noch jemand mit Liebe meiner gedachte und für meinen Unterhalt Sorge trage, mir immer ein wohlthuendes Gefühl gewesen, das mich nun den erlittenen Verlust schmerzlicher und tief empfinden ließ. Zu diesem Gefühl gesellte sich aber noch ein zweites, die in unklaren, drohenden Umrisen plötzlich vor mir aufsteigende quälende Sorge: wenn ich nun niemand mehr hatte, der mein Pensionatgeld bezahlte, was sollte dann aus mir werden, da ich, soviel mir bewußt war, keine weiteren Angehörigen besaß? Ich fragte mich wieder und immer wieder und fand keine Antwort.

So in Weinen und Kümern verging der Tag und erst die späte Nacht brachte Schlaf und Vergessen.

Abern Morgens, als ich mich anzog, kam Mrs. Münster in meine Kammer mit einem schwarzen Kreppband, das sie um meinen linken Arm befestigte.

„Das trägt Du nun um Deinen Vater,“ sagte sie. Dann ließ sie ihre treuen Augen voll inniger Teilnahme auf mir ruhen, beugte sich über mich, küßte mich auf die Stirne und sagte leise: „Mein armer Junge!“

Ich wagte zu fragen, ob ich nicht den toten Vater noch sehen und seinem Sarge folgen könne? Die Thränen traten der guten alten Frau in die Augen, sie erfaßte meine Hand.

„Du wirst ihn nimmer sehen,“ sagte sie, „nimmermehr! Er starb in Amerika und wurde begraben, noch ehe uns diese Nachricht zukam. Doch Du bist ein tapferer Knabe,“ fügte sie hinzu, „und darfst Dich nicht allzu sehr abhärten. Es ist allerdings früh für Dich, aber sieh, Kummer und Sorge kommen früher oder später über jeden. Besser, sie kommen in der Jugend, man trägt sie leichter.“

„Mrs. Münster,“ sagte ich wehmütig, „was soll nun aus mir werden?“

Die alte Dame schüttelte den Kopf.

„Ich weiß es selbst nicht, mein guter Junge,“ antwortete sie, „Dein armer Vater hat uns keinen Sirpence für Dich hinterlassen. Aber, hast Du nicht irgend welche Verwandte, Hugh?“

„Nein,“ antwortete ich, „nicht einen.“

„Weißt Du's genau?“ fuhr sie fort. „Denk einmal nach, mein Lieber.“

Ich dachte nach, aber es half nichts, ich erinnerte mich keines Menschen, an den ich irgend ein Anrecht haben sollte.

„Keinen Onkel, keine Tante oder Vettern?“

„Plötzlich kam mir eine Erinnerung,“ Doch, Mrs. Münster,“ rief ich, „eine Tante habe ich, wenigstens hatte ich eine, am Ende aber ist sie auch gestorben wie mein Vater.“

„Wir wollen's nicht hoffen,“ sagte Mrs. Münster, „wo wohnt sie denn, wie sieht sie aus?“

„Wie sie aussieht? — Ich sah sie nie.“

„Du sahst sie nie?“

„Nein, sie besuchte uns niemals, aber ich hörte meinen Vater von ihr sprechen. Sie ist meiner Mutter Schwester, ihr Name ist Martha Pendragon, sie lebt in Cornwallis.“

„Martha Pendragon,“ wiederholte Mrs. Münster. „Ist sie verheiratet?“

Ich sann einige Augenblicke nach, dann erinnerte ich mich, einen Brief gesehen zu haben, der an Mr. Pendragon adressirt gewesen war, und sagte das.

„Und wo wohnen sie?“

„In St. Gurlott in Cornwallis.“

Mrs. Münster schrieb es nieder.

„Mrs. Martha Pendragon, St. Gurlott, Cornwallis. Das wird schon in die rechten Hände kommen. St. Gurlott ist, soviel mir bekannt, ein kleiner Platz. Nun gib Dich für einige Tage zufrieden; ich will der Dame heute noch schreiben und bei ihr anfragen, was zu thun sei.“

Es blieb mir nichts übrig, als das Weitere abzuwarten, und das that ich auch, obgleich es mir nicht möglich war, Mrs. Münsters Rat zu befolgen und mich zufrieden zu geben.

Meine ziemlich unklaren Erinnerungen an den Verkehr mit dieser Tante waren wenig hoffnungserweckender Natur. Zum erstenmale begann ich mich zu fragen, warum meine Mutter, die doch ihre Schwester, wie ich mich zu erinnern glaubte, zärtlich geliebt, sie nie in Cornwallis besucht hatte, warum meine Tante, als die Mutter im Sterben lag, nicht zu ihr geeilt war? Darüber sann ich nun vier Tage lang nach. Nach Verfluß dieser Zeit kam an Mrs. Münster ein Brief an, sie öffnete ihn, las und warf dabei einen seltsamen Blick auf mich.

„Er kommt von Deiner Tante, Hugh,“ sagte sie, wieder auf den Brief sehend.

„Von Mrs. Pendragon?“ fragte ich.

„Ja,“ antwortete sie, eigentümlich lächelnd, „von Deiner Tante Pendragon.“

Gern hätte ich mehr erfahren; Mrs. Münster sagte mir aber nichts weiter, sie begann ihre Aufmerksamkeit wieder dem Briefe zuzuwenden und denselben so sorgfältig zu studiren, als ob er irgend ein mathematisches Problem enthielte. In diesem Augenblick trat Mr. Münster in das Zimmer und sie übergab ihm das Schreiben. Meine Reugier wurde aufs neue rege, als ich sah, wie er ihn las, wieder las und dann auf mich einen beinahe mitleidigen Blick warf.

„So ist ja, wie ich denke, alles in Ordnung,“ sagte er, sich zu seiner Frau wendend. „Der Knabe muß dahin.“

„Es ist jammerschade, nicht? Nach der Erziehung, die er hier genossen!“ sagte sie zu ihrem Gatten, dann, sich zu mir wendend, setzte sie hinzu: „Laß mal sehen, wie alt bist Du jetzt?“

Ich sagte, daß ich vierzehn Jahre alt sei.

„Und Du weißt ganz sicher, daß Du keine anderen Verwandten hast außer dieser Tante Martha?“

Ich erwiderte, daß ich während dieser vier Tage umsonst darüber nachgedacht hätte.

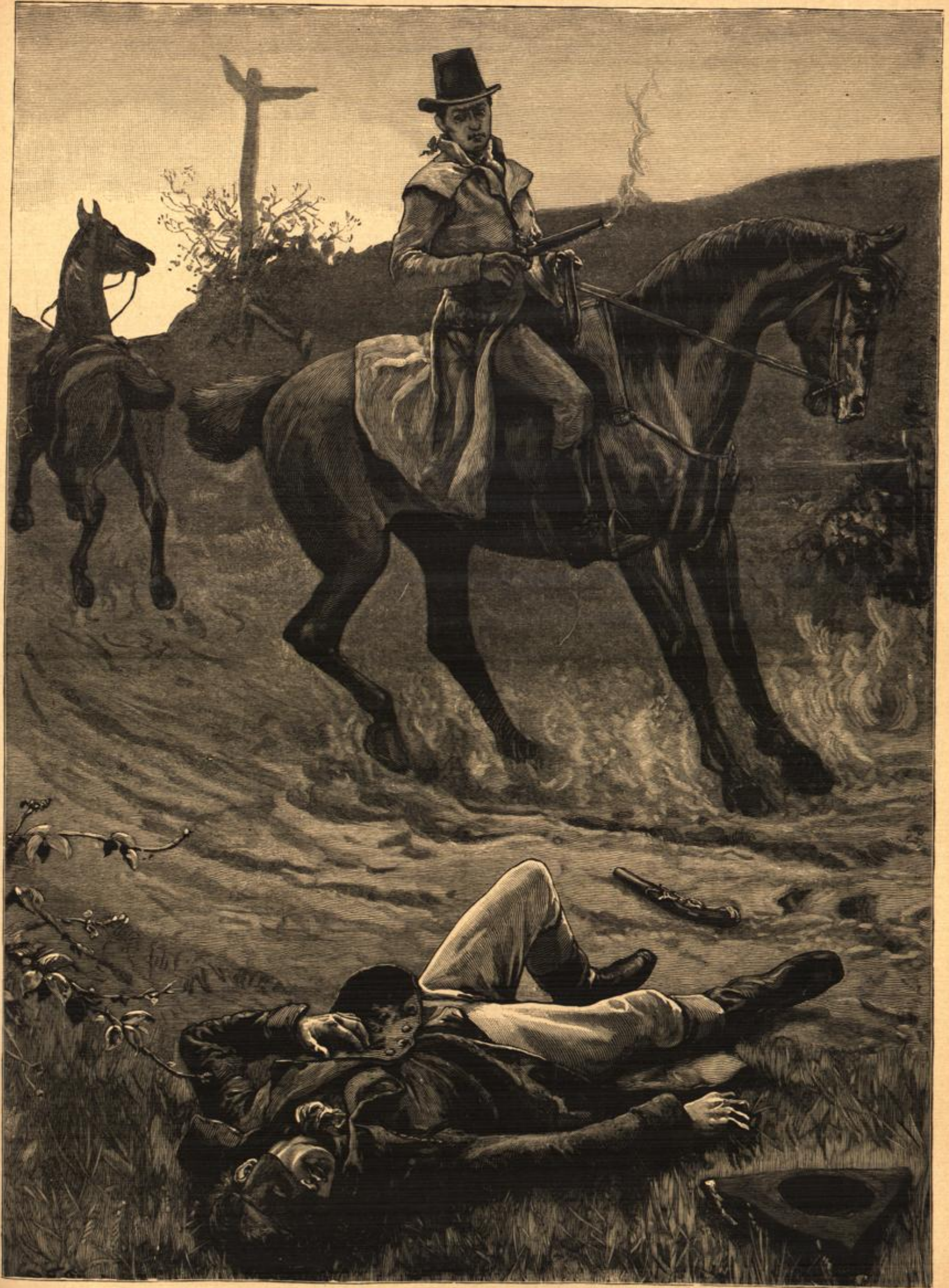
„Gut,“ sagte sie; „jedenfalls ist Tante Martha besser wie gar niemand. Sie scheint eine gutmütige Frau zu sein und ist, wie auch Dein Onkel, gerne bereit, Dich bei sich aufzunehmen. Jammerschade ist es immerhin, daß Du von hier fort sollst, bevor Deine Erziehung beendet ist; wenn wir irgend jemand anderes wüßten, der für Dich sorgen möchte, wäre es schon besser. Ich will Deiner Tante nochmals schreiben, möglicherweise daß sie doch jemand weiß, von Deines Vaters Seite vielleicht; ist's dann nichts, nun so geh in Gottes Namen nach St. Gurlott.“

So geschah's und wieder mußte ich einige Tage warten, nach Verlauf derer ein zweiter Brief von Tante Martha anlangte. Er brachte nichts Günstigeres.

„Die Tante schreibt, daß sie seitens Deiner Mutter Deine einzige Verwandte sei, über Deines Vaters Familie ist ihr nichts bekannt,“ teilte Mrs. Münster mir mit. „Sie setzt den Dienstag für Deine Abreise fest, und somit, mein



Der Hafen Wladnowsk am Japanischen Meer. Zeichnung von William Simpson. (S. 310.)



Räuberischer Überfall. Zeichnung von S. T. Dobb. (S. 306.)

armer, guter Junge, bleibt nichts anderes übrig: Du mußt uns verlassen!"

Dabei blieb's. Darauffolgenden Dienstags trat ich mit meinem kleinen Kofferchen die Reise an und verließ das mir so lieb gewordene Haus.

"Bleib ehrlich und brav, mein Junge, so wird Dir's überall wohl ergehen!" sagte Mr. Münster, als ich schweren Herzens Abschied nahm; seine gute Frau aber wuschte sich die Thränen aus den Augen und legte mir die Hand auf den Kopf: "Gott schütze Dich," sprach sie, "und sei mit und bei Dir allezeit!" (Fortsetzung folgt.)

Räuberischer Ueberfall.

(Bild S. 305.)

Die Zeit der ersten George war für England die Epoche der Straßenräuber. Diese Institution stand damals dort in höchster Blüte, sie war eine Modefrage, fast eine Krankheit, wie später das Räuberwesen in Deutschland nach Karl Moor: die Zeit der Schinderhannes und Konforten.

Eine Art von Glorie umgab damals die Straßenräuber in England; Highwaymen nannte man sie — Leute von der königlichen Hochstraße, denn eben diese Hochstraße war der Haupt Schauplatz ihrer Thaten; diese Hochstraße, auf der sich alle Reisenden durch England sammelten — einsame Reiter, beschiedene Fußgänger, Herrschaftsequipagen mit Borläufern und Kurieren und dichtgefüllte Postwagen. Und all diese kannten den Highwayman gar wohl, war er doch eine stehende Figur des Ortes, gleichsam eine notwendige Staffage für diese Landschaft, ohne welche sie ihren Typus verloren hätte. Das schlanke, flüchtige Pferd und auf demselben der Reiter in dunklem, einfachem Rocke, die schwarze Mäule vor dem Gesichte, den Dreieckspfeil oder den Federhut in die Stirn gedrückt und die Pistole im Anschlag haltend, das war der Highwayman, den man mit Furcht, Grauen, Interesse und heimlicher Bewunderung betrachtete. Sang man doch Lieder, Romane und Hundesänge über ihn in allen Aneipen ebenso gut wie in den Prachtzimmern der Großen, und Dichter wie Defoe und Fielding machten sie zu Helden ihrer Romane, und das Volk wußte hundert wunderbare Züge der Kühnheit und des Edelmutes von ihnen zu erzählen. Claude Duval war ja eine Art Abgott des Volkes, seit er sich als galanten Kavalier gezeigt, indem er die schönste Witze des Königreichs dahin gebracht hatte, mit ihm auf offener Heide eine Menuette zu tanzen.

Und ganz natürlich war eigentlich dieser Rimbuss, denn es gehörte immerhin ein gewisser Heldentum dazu, täglich und stündlich sein Leben aufs Spiel zu setzen, bald Mann gegen Mann, bald als Anführer eines kleinen Trupps gegen wohlbewehrte Postillone, Passagiere und militärische Eskorten. Jeder Highwayman wußte, daß der Reisende, dem er den Weg vertrat, eine Waise bei sich trug — der Kampf war also meist legitim. Den Ausgang desselben machte stets nur die größere oder geringere Courage des Angehaltenen.

Er im Augenblicke berückichtigte und berühmteste Highwayman war Bob Holman. Sein Lieblings Schauplatz war die große Heide im Norden Londons, über welche sich des Königs Straße schlangelte zwischen niedrigen Gebüsch und ginstüberbedeckten Erdovertiefungen. Jeder Scharwächter, jeder Gefängniswärter und jedes Schenkensmädchens wußte genau, wie er aus sah, daß er groß, schlant und elegant sei wie ein Prinz, kühn wie ein Held und schön, so schön, daß ihn ein Mädchen nie wieder vergessen konnte. Täglich entstanden neue Märchen über ihn — edle Züge, Thaten der Tollkühnheit, Geschichten der Galanterie. Seine Bande sollte der wohlorganisierte Gaunerttrupp im Lande sein, doch überließ er die Angriffe en masse stets den Befehlen seines Lieutenants Terry und liebte es, ganz allein seinen Opfern entgegenzutreten. Und zu erwischen war er nicht um die Welt, trotzdem ein "horrender" Preis auf seinen Kopf gesetzt worden war. Er schien ein Zauberer zu sein, welcher in Luft zerfiel, sobald man die Hand nach ihm ausstreckte. Einmal, gleich im Anfange seiner Laufbahn, hatte man ihn beinahe eingefangen, aber unter dem Galgen hatte man erkannt, daß man einen andern erwischte hatte.

Und was man über seine Herkunft erzählte! Nach den einen sollte er ein Nebenkind des Königs von Frankreich sein, nach den anderen war er der Sohn eines Zigeuners. Am wenigsten Glauben fand die natürlichste Geschichte, daß er nämlich der Sohn eines Einbrechers und einer Wälscherin sei, welche letztere im Zuchthause gestorben war.

Seit einigen Wochen hatte man übrigens von keinem neuen Ueberfalle auf der Heide gehört, und das war recht angenehm für die Reisenden und auch für die Farmer der Gegend. Für das Schloß des Sir Will Goddington, Baronet, war es um so angenehmer, da gerade zu jener Herbstzeit viel Gäste da verkehrten. Sir Will Goddington, Baronet, war ein lebenslustiger Kavalier von immensen Reichtum und mit echten Sportsmangeln. Auch seine schöne Tochter Lucy war eine kühne Reiterin, eine passionierte Jägerin und überhaupt trotz ihres fernhaften Aussehens eine kleine Amazone, welche nicht nur ihre eigene Meute, sondern auch ihr eigenes Köpfschen hatte. Sie war mutig, eigenfönnig und bezau bernd schön. Das fand auch der blonde Better Melville, welcher seine schöne Cousine in seiner verschlossenen, traurigen Weise an betete schon von seiner Knabenzeit an. Da er aber arm war und "unbedeutend", und von der Gnade seines Oheims abhängig, so lachte der alte Edelmann über den "narrischen" Melville, und die schöne Lucy pflegte zu sagen: "Ich habe Dich sehr lieb, Melville, aber Du wirst einsehen, daß ich eine große Dame werden muß — wenigstens eine Gräfin oder eine Herzogin!" Dabei warf sie ihr Köpfschen stolz zurück.

Und ein hoher Herr kam zuletzt wirklich; er war zwar noch kein Herzog, aber er mußte es werden, sobald sein Oheim starb. Es war der Vicomte René du Frejois, ein französischer Grandseigneur, dessen Mutter aber eine Engländerin gewesen war. Er hatte große Besitzungen in Frankreich und war nur zufällig nach England herübergekommen, um sich London anzusehen. Da hatte er eines Tages die schöne Lady Lucy erblickt und von der Stunde an lag er in ihren Banden. Da er ganz frei und unabhängig war, so entschloß er sich rasch und freite um Lady Lucy. Sein glänzendes Auftreten, sein männliches, stolzes Betragen, sein Reichtum und die Anwartschaft auf einen Herzogstitel, das alles machte

ihn willkommen und bald war er der erklärte Bräutigam der stolzen Lucy, welche diese Liebe so energisch und tapfer nahm wie alles. Wie stolz war sie auf ihn, wie schrankenlos liebte sie ihn, ihren schönen, kühnen, hochmütigen Galan!

Es war an einem dunklen Herbstabend, die Dämmerung war hereingebrochen, und der Staub der sonnengebröhten Heide wirbelte unter einzelnen Sturmstößen auf. Auf der Straße bewegte sich ein einziger Reiter, dessen Gestalt sich nur noch undeutlich gegen den lichtlos gewordenen Himmel abzeichnete. Der Reiter kam von der Gegend her, in welcher London lag, und ritt einen gemächlichen Trab gegen das Gut Sir Goddingtons, wo das alte Manor aus der Stuartzeit zwischen den feudalen hohen Baumgruppen hervorragte. Der Reiter, welcher einen staubgrauen eleganten Mantelrock trug und überhaupt in seiner ganzen Ausrüstung den Gentleman zeigte, trällerte ein Liedchen ohne Worte vor sich hin und schien sich überhaupt in ganz behaglicher Stimmung zu befinden. Die Bügel hielt er nachlässig in der Linken und seine Rechte war in seiner Brust unter dem Staubrocke versteckt. Er war jung und stramm, der Kavalier, und ein wunderhübscher Purche; mit einem Worte, es war Monsieur René du Frejois, der glückliche Bräutigam der schönen Lady Lucy.

Plötzlich schien sich das Echo der Tritte seines Pferdes auf der abendlichen, einsamen Heide zu verdoppeln. Etwas Dunkles sprengte ihn plötzlich seitwärts an und hielt. Ein Reiter auf einem Pferde — und ein Straßenräuber dazu, das zeigte die schwarze Larve.

Der selbe fiel dem Pferde des Monsieur Frejois in die Bügel und eine Pistole blühte in seiner Hand. Im Nu fuhr auch die Hand des Franzosen unter den Rockfalten hervor und man sah jetzt, daß er diese Hand auf dem Griffe einer Pistole gehalten hatte. In demselben Augenblicke fielen zwei Schüsse. Der Beiläufige sank mit einem leisen Stöhnen vom Pferde in das dürre Gras und sein Renner sprengte, ohne gemacht, davon.

Monsieur Frejois starrte einen Augenblick auf den erlegten Räuber nieder und ein seltsames Erstaunen lag über seinem Gesichte — fast wie ein belustigtes Lachen wollte es darin aufleuchten. "Man hat mich überfallen wollen!" murmelte er vor sich hin. "Das ist originell und der beste Witz, welcher mir jemals vorgekommen ist! — Aber wer zum Ruckel kann das sein?" Da mit flieg er vom Pferde, neigte sich über den Sterbenden und löste die Larve von seinem verzerrten bleichen Antlitze.

"O, was, Mr. Melville!" rief er überrascht. "Ihr ein Straßenräuber!"

Der Sterbende öffnete die brechenden Augen noch einmal und leuchtete mit weißen Lippen: "Kein Straßenräuber... Ich haßte Euch, weil Ihr mir Lucy geraubt habt... Lucy, mein Leben... die Eifersucht... die Verzweiflung... ich wollte Euch niederschlagen wie einen Hund... ich habe meine Strafe... macht sie glücklich! Und wenn Ihr ein Edelmann seid, nehmet diese Larve mit Euch und vernichtet sie... man wird dann mich für den Ueberfallenen halten und nicht für den Angreifer... man wird glauben, ein Straßenräuber habe mich getötet..."

Damit starb er. Monsieur Frejois nahm die Larve auf und steckte dieselbe in die Tasche. Dann ritt er auf das Schloß zu, indem er murmelte: "Und man würde recht vermuten..."

Der Frühling kam, und mit demselben das Hochzeitsfest des Vicomte du Frejois und Lady Lucy.

Am Abend vor der Hochzeit trat der Bräutigam plötzlich unerwartet in das Zimmer seiner Braut, welche ihm liebevoll entgegenlachte.

Sie blieben lange beisammen, und als er sich aus dem Zimmer entfernte, war sie bleich wie eine Tote und in seinen stolzen Augen lag ein Glanz unbeschreiblichen Glüdes.

Er hatte ihr gesagt, er wolle sie nicht mit einer Lüge auf den Lippen gewinnen, denn er liebe sie echt und wahr. Er sei kein Vicomte, sondern der berückichtigte und berühmte Straßenräuber Bob Holman, der Sohn eines französischen Rattroten und einer Wälscherin. Der Gang zum Abenteuerlichen, die Lust an Gefahren und schlechte Gesellschaft habe ihn zum Räuber gemacht. Da habe er eines Tages sie gesehen, und sie habe er geliebt vom ersten Augenblicke. Diese Liebe habe sein ganzes Wesen verändert. Er habe sie erringen müssen um jeden Preis — er habe seine Gefährten verlassen und sich ihr genahet unter fremdem Namen. Jetzt, in dem Augenblicke des Gelügens, habe er aber gefühlt, daß er sie nicht gewinnen dürfe mit einer Lüge, denn keine Liebe sei hoch und wahr und erfülle seine ganze Seele! — Er wolle sie also verlassen — für immer. Und wenn sie könnte, solle sie ihm vergehen...

Lady Lucy war, wie gesagt, ein seltsames, kühnes Frauenzimmer. Als er sich entfernen wollte, rief sie: "Bleibet, Bob Holman..." Er blieb erstaunt, verwirrt und sie sagte hinzu: "Ich sehe, daß Ihr mich wahrhaft liebet — mehr, als vielleicht ein anderer Mann mich je lieben würde. Was liegt mir daran, ob Ihr der Vicomte du Frejois oder der Räuber Holman seid! Da ich Euch liebe..."

Am nächsten Tage wurde die Hochzeit gefeiert, und der junge Gatte führte seine schöne Frau nach Frankreich und bald darauf nach Amerika. Dort lebten sie lange, glückliche Jahre auf einer reichen, blühenden Farm nur sich und ihren Kindern.

G. M. D.

Eiskeller im kleinen.

Zur Herstellung eines Eisaufbewahrers beschafft man sich zwei Häßer; das eine Maß muß aber 15—18 Centimeter höher und weiter sein als das andere. Den Boden des größeren Häßes bedeckt man mit einer Lage Holzhohlenspulver oder auch Sägespänen. Darauf stellt man das kleinere Maß in das größere und füllt es mit Eisküden, welche man so viel als möglich zusammenzupacken hat. Alsdann fülle man die Seitenwände der beiden Häßer mit Kohlpulver oder Sägespänen, indem man diese Stoffe so fest wie möglich einstampft. Das Doppelmäß bedeckt man hierauf mit einem Deckel, der mit Packtuch und Sägespänen, Spreu und so weiter gepolstert ist und schließlich das Ganze mit Stroh oder etwas Rehlage. So wird das Doppelmäß etwas erhöht (auf eine Unterlage) gestellt und nahe dem Boden eine Oeffnung durch beide Häßer geböhrt, welche mit einem Zapfen verschlossen wird, um von Zeit zu Zeit das Wasser vom geschmolzenen Eis ablassen zu können.

Der Kaufgesell von Augsburg.

Lebensbild aus dem sechzehnten Jahrhundert

von

Felix Silla.

(Schluß.)

Am andern Morgen fragte Herr Biatis im Comptoir seinen Rechnungsführer:

"Wer von meinen Leuten ist denn eigentlich der Lauteniste, der gestern Abend sein Spiel hören ließ?"

"Es ist der Augsburger," versetzte mürrisch Eberhard Schorrl, der allen Belustigungen abhold war und in seinen Freistunden lieber in der Hauspostille las. "Der scheint auch so ein Allerweltsfant zu sein."

"Cospetto, er spielt sehr gut," sagte der Italiener. "Ich kenne das, denn ich bin selbst ein Freund der edlen Musik. Als junger Mensch war ich einen Augenblick zweifelhaft, ob ich Musiker oder Kaufmann werden sollte."

Erstaunt sah Schorrl den alten Herrn an. Was er eben gehört, schien ihm ganz unglaublich.

"Es ist ja gewiß recht gut, wenn junge Leute sich mit Musik beschäftigen," meinte er nach einer Pause tief sinnigen Nachdenkens. "Das hält sie von schlimmeren Dummheiten ab."

Herr Biatis mußte lachen.

Wenn die Freistunden es erlaubten, machte Wirkung mit Rieblunger Spaziergänge in und um Nürnberg. Er besuchte die berühmten Kirchen von St. Sebald und St. Lorenz, das Rathaus, die Burg und andere Sehenswürdigkeiten. Auch schloß er viele Bekanntschaften mit jungen Leuten seines Standes, die ihn alle wegen seines heitern, aufgeräumten Wesens sehr gerne hatten.

Und auch mit der schönen Elise Biatis wurde er nun bekannt und vertrauter.

Dies ging so zu:

Herr Biatis lud den Jüngling zu Abendgesellschaften ein, damit er dieselben durch sein vortreffliches Lautenspiel ergötze. Auf solche Weise erwarb er auch die Ausgabe für einen tüchtigen Musiker. Der alte Italiener war nämlich zuweilen etwas knauserig und kleinlich.

Unter Held ließ sich nicht zweimal bitten. Er kam mit seiner Laute und spielte die süßesten Weisen mit so viel Gefühl, als er aufzubieten vermochte, denn er begriff wohl, was davon abhing.

War Herr Biatis ein Freund der edlen Musik und also auch des kunstvollen Lautenspiels, so war sein reizendes Töchterlein Elise eine noch eifrigere Freundin desselben, und sie kimperte zuweilen selber recht angenehm auf den vierzehn Saiten dieses Instruments herum.

Ulrichs Spiel erntete allgemeinen und wohlverdienten Beifall, am meisten aber bei dem Fräulein, und so gewann er allgemach durch seine süßen Weisen und sein zärtliches Geflüster Schön-Glöckens Herz. Das sollte aber vorläufig noch für jedermann ein großes Geheimnis sein.

Nur den getreuen Freund und Schlafgenossen Sebastian Rieblunger wollte der Liebende ins Vertrauen ziehen.

"Bastel, höre ein merkwürdiges Geheimnis!" sagte er eines Abends, als sie beide allein in der Kammer waren.

"Ein Geschäftsgeheimnis?"

"Nein, ein Herzensgeheimnis."

"Bah, das kenne ich schon lange!"

"Du kennst es schon?"

"Deine seltsame Liebe für Fräulein Elise Biatis. Die ist allgemein bekannt; darüber macht sich jedermann lustig; das heißt, über Dich, nicht über Glöckchen. Auf allen Dächern Nürnbergs miauen schon die Katzen davon."

"Du sehest mich in Erstaunen durch Deine tollen Reden!"

"Alle Kaufgesellen schwärzen darüber, aber keiner etwas Tröstliches. Einige meinen, Herr Biatis würde Dich demnächst auf den Schub bringen lassen."

"Er weiß ja noch gar nichts davon."

"Das sollte er nicht bemerkt haben, der alte, schlaue Italiener, der immer besser weiß als andere Leute, wo ein gutes Geschäft zu machen ist oder wo ein Risiko droht?"

"Dann will ich morgen mit ihm sprechen."

"Ja, versuche das einmal! Er wird Dich für verrückt halten, Freund."

"Ich bringe meine Werbung auf eine sehr vernünftige Art vor."

"Da wird er sagen: Cospetto, mein junger Gesell, reiset in Gottes Namen nach Augsburg zurück und freiet Euch ein Fräulein Fugger, wenn Ihr ein solches bekommen könnt. Addio, caro mio!"

"Bastel, Du ärgerst mich mit Deinen Spöttereien!"

"Lieber Ulrich, lege Dich aufs Ohr und schlaf! Und wenn Du morgen früh aufwachst, so halte Deine Liebe für einen thörichten Traum. Ja, wenn Du ein Graf wärest, ein Ritter oder ein Patriziersohn! Noch einmal, lieber Freund, Elise Biatis steht viel zu hoch für Dich, Du armer Schläuder. Gute Nacht!"

Ruheles wälzte der verliebte Jüngling sich auf seinem Lager. Aber zuletzt schlief er doch ein und ein holder Traum gaukelte ihm Schön-Elise vor die Seele, die ihn schalkhaft und freundlich ermutigend anlächelte.

Als er aufwachte, war sein Entschluß gefaßt. Zu Herrn Biatis begab er sich ins Comptoir.

Der alte Herr blickte von seinem Pulte auf.

"Habt Ihr ein Anliegen?"

„Ja, ein sehr ernstes, Herr Biatis.“
 „Ich habe Euch auch etwas sehr Ernstes zu sagen. Junger Mensch, wo habt Ihr Eure Gedanken?“
 „Wo ich meine Gedanken habe? Ja, darum handelt es sich eben.“

„Seht hier!“
 Und er hielt dem Jüngling ein Papier unter die Nase.
 „Da habt Ihr Euch verrechnet um drei Baken in der Faktura über Zinnet und Gewürznelken für Gebrüder Lambrecht in Leipzig, die richtig lauten muß: 287 Gulden und 7 Baken.“

Jeder andere wäre durch einen solchen Empfang niedergeschmettert worden. Unser Augsburger aber war nicht so leicht zu verblüffen.

„Das kommt daher, weil ich so verliebt bin,“ sagte er feufzend.

„Cospetto, Ihr seid verliebt?“

„In Fräulein Else.“

„Und weiter?“

„Da ich sicher zu sein glaube, daß Fräulein Else mich auch gerne hat, so bin ich so dreist, um die Hand Ihrer jüngsten Tochter anzuhalten, Herr Biatis.“

Der alte Italiener schaute mit pfiffigem Lächeln den Jüngling an.

„Ihr tretet ja so großartig auf, als ob Ihr ein junger Fugger wäret,“ sagte er spöttisch. „Was stellt Ihr denn vor in der Welt? Sehr wenig! Was habt Ihr denn? Nichts!“

„O doch! Ich habe zwei Goldgulden Ersparnisse.“

„Pu!“

„Ich kenne einen, der mit nur sechs Hellern anfing und doch ein großer Kaufherr wurde.“

„Junger Fant, als ich mit sechs Hellern anfing, da dachte ich noch nicht ans Heiraten.“

„Also Ihr weiset mich ab?“

„Ich weise Euch nicht gerade ab. Im Gegenteil, Cospetto, Euer fecker Jugendmut gefällt mir wohl.“

„Nun denn...“

„Aber damit ist's nicht allein gethan. Versucht Euch erst in der Welt! Werdet etwas Rechtes! Reigt, daß Ihr tüchtig seid und vorwärts zu kommen versteht! Und dann kommt meinethwegen wieder mit Eurem dreisten Anliegen.“

„Herr Biatis, ich danke! Hoffentlich werde ich Euch recht bald beim Worte nehmen.“

Und Ulrich ging ziemlich gut gelaunt, zwar nicht ganz zufrieden, aber doch hoffnungsvoll davon, um auf dem Lagerboden das Quantum Zinnet und Gewürznelken abzuwägen, welches nach Leipzig gesandt werden sollte.

„Wie zum Kukud soll ich es anfangen, um ganz geschwind etwas Rechtes zu werden?“ fragte er seinen treuen Freund Bastel, dem er sich stets anvertraute.

Der Brandenburger aber schüttelte den Kopf und wußte keinen Rat.

So vergingen noch einige Wochen, Weihnachten und Neujahr. Dann kam die lustige Fastenzeit des Jahres 1588 heran.

Es wurde beschlossen von den „Schönbartläufern“ — aus einer Vereinigung von Herrensohnen, Kaufmannsdienern und sonstigen lustigen Gesellen bestehend — daß dieser Fasching ganz besonders glänzend gefeiert werden sollte.

Mehr als die Hälfte des Personals der Biatischen Handlung gehörte zu den Schönbartläufern, der mürrische Herr Eberhard Schorrlor freilich nicht, der den Nürnberger Fasching für eine Teufelsmummerei und Narrenkirchweih erklärte.

Doch Herr Biatis selbst war solchen phantastischen Mummereien nicht abhold. Zu dieser Zeit sprach er häufig mit vielem Behagen von dem prächtigen Karneval in Venedig, den er in seiner Jugend gesehen.

Hieronymus Biatis war gewissermaßen die Hauptpersonlichkeit bei den Beratshlagungen der Schönbartläufer, das nämlich, was man heutzutage „Vorsitzender des Festkomites“ nennen würde. Da es ihm jedoch selber an Erfindungsgabe und hurtiger Beredsamkeit gebrach, so nahm er unsern lustigen Augsburger als ersten Ratgeber an, und bald hatte Ulrich auf solche Weise die gesamte Leitung in Händen, denn er war ein Meister in der Erfindung von Mummereien und Schelmenstreichen aller Art.

Woher wir das so genau wissen? Nun, Ulrich Wirsung war auch „Dichter“, das heißt, er machte Knüttelverse, über die vielleicht Hans Sachs spöttisch gelächelt haben würde, aber so verdanken wir ihm doch eine gereimte Chronik des Nürnberger Karnevals von 1588, der wir nun so genau als möglich folgen in unserer Schilderung des seltsamen Mummenschanzes.

Und es wurde beschlossen im hohen Räte der Schönbartläufer, das von Wirsung entworfene Festprogramm anzunehmen. Dasselbe lautete:

„Erstens: Allgemeiner Umzug auf „Gugelfuhren“ (Gaugelfuhren, Narrenfuhren) durch die Hauptstraßen der Stadt.“

„Zweitens: Auf dem Raschmarke Darstellung des erbaulichen Schauspiels: „Die Reisen und Gefährlichkeiten des jungen Tobias.“

„Drittens: Dasselbst zum Beschluß Darstellung des Herensabbaths auf dem Blockberg in der Walpurgisnacht und allgemeiner Mummenschanz.“

Man sieht aus der letzten Nummer des merkwürdigen Festprogramms, daß die Köpfe in Nürnberg dazumal schon ziemlich „helle“ waren, da die Schönbartläufer es wagen

durften, öffentlich eine Parodie des Herensabbaths aufzuführen zu einer Zeit, als überall in Deutschland die Scheiterhaufen loderten, worauf unglückliche Opfer des grauenvollen, finsternen Wahnes verbrannt wurden.

So kam denn endlich der frohe, langersehnte Morgen heran. Das Wetter war schön, sonnig und nicht zu kalt. Auf St. Sebald erscholl das festliche Glockengeläute und der edle hochwohlweise Rat ließ die Eröffnung des Faschings ausrufen.

Alsobald sprangen aus den Häusern die Schönbartläufer und Mummenschanzer mit fröhlichem Gejauchze.

Da sah man Möhren, Türken und andere Heiden, Meerweiber, Straußvögel, Schäferameisen (Schäferliebchen), Sänger, Pfeifer, Bidelheringe, Hofnarren, Leiermänner, Bauern, Mönche, Walpurgisfahrerinnen (nämlich auf Besenstielen reitende Heren), Hornaffen, Markföse (Schalksnarren, so benannt nach Markolfus, dem Hauptnarren des weisen Königs Salomo) und viele andere Masken. Es waren aber lauter verkleidete Kaufgesellen und andere lustige Brüder.

Die „Gugelfuhre“ (der Karnevalswagen) der Schönbartläufer aus dem Hause Biatis hatte die Gestalt eines greulichen Lindwurms mit weit aufgesperrtem Rachen. Darauf nahmen die Masken Platz. Ulrich erschien als „Doktor Faustus“ mit Spitzentrause und Barett, zeisiggrün gekleidet, umhangen mit einem roten Mantel.

Als er gravitätisch den Wagen bestieg, jauchzte das versammelte Volk und schrie: „Das ist der lustige Augsburger Kaufgesell, der gern das schöne Fräulein Biatis freien möchte!“ Und ein allgemeines Gelächter entstand.

Auch Else Biatis und ihre Schwestern, die aus den Erkerfenstern niederschauten auf das bunte Getümmel, lachten hell auf, so viel Vergnügen machte ihnen dieser Spaß.

Unser Held aber verneigte sich zierlich vor den Damen und hob dann seine Rede an:

„Willkommen, werthe Schlemmerzunft,
 Voll Aderwitz und Unvernunft,
 Herbeigeführt von Ost und West
 In diesem frohen Narrenfest!
 Ich bin der Doktor Unbekannt,
 Bin gar gelehrt und voll Verstand.
 Wer trant ich, den Kurir' ich gleich
 Alldir in diesem Narrenreich.
 Ich hing' ihm seine Schelle an
 Und treib' ihn auf die Narrenbahn;
 Da läuft er sich gesund und klug
 Und hat sein Lebiag dran genuz.
 Es schlägt die Kur bei jedem an,
 Beim Fürsten und beim Bürgermann.“

Darauf setzte die „Gugelfuhre“ sich in Bewegung. Voraus zog Bastel Nieblunger als „Markolfus“, dann mit Gefolge Hieronymus Biatis als „Prinz Karneval“, prächtig gekleidet auf reich geschmücktem Zelter, darauf die „Gugelfuhre“. Die Musikanten spielten den „Moriskentanz“ auf.

Demnächst kam eine andere Gesellschaft: „Der wilde Jäger mit seinen Mannen“, mit „Frau Holle“, „Tod“ und „Teufel“ im Gefolge.

Darnach noch manche andere Aufzüge und „Gugelfuhren“, deren Beschreibung uns jedoch zu weit führen würde.

Vor vielen Patrizierhäusern wurde Station gemacht und eine Rede gehalten. Die biedereren Patrizier hatten denn auch die Spendbüchsen an und bewirteten die Schönbartläufer mit Wein, Brezeln und höchst appetitlichen kleinen Würstchen.

Das Vergnügen dieses großen Umzugs dauerte geraume Zeit. Dann wurde eine Pause gemacht, nachmittags aber eilte alles Volk auf den Raschmarkt, um das Schauspiel zu sehen.

Auch viele Fremde waren nach Nürnberg gekommen des Karnevals wegen. So logierte im Gasthose „zum Bitterholz“ der Markgraf Albrecht von Brandenburg, und der Bischof von Bamberg war auch allda mit seiner Schwester, einer gar zarten, blaffen Dame, die sehr leidend ausah. Es war aber nur ein Leiden des Gemüts, denn sie hielt sich für bekehrt. Um es gerade heraus zu sagen, sie war nicht recht bei Verstande.

Von den Ratsherren waren die meisten anwesend. Herr Biatis mit seiner Familie war gekommen, wobei Schön-Elsen natürlich nicht fehlte.

Eine Bühne war unter freiem Himmel aufgeschlagen und darauf wurde gespielt das schöne erbauliche Schauspiel: „Die Reisen und Gefährlichkeiten des jungen Tobias“. Ulrich hatte eine Hauptrolle übernommen und agierte mit dem größten Beifall.

Als das Stück zu Ende war, machte man abermals eine Pause und huldigte zunächst dem schönen Sprichwort: Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen! Der Wirt zum Bitterholz und andere Gastwirte hatten alle Hände voll zu thun.

Sodann fand abends bei Fackelbeleuchtung als großer Schlummummenschanz statt: Der Herensabbath auf dem Blockberg.

Ulrich erschien wieder als „Doktor Faustus“ und beschwor in Knüttelversen die sämtlichen Zauberrinnen und Heren.

„Hui! Da sind sie!“ schrie das Volk.

Wohl an die hundert „Walpurgisfahrerinnen“ sausten herbei und ritten auf Besenstielen im wildesten Galopp im Kreise um „Doktor Faustus“ herum, wobei sie im Chorus heulten und freischten, daß man angst und bange dabei werden konnte.

Plötzlich aber gab „Doktor Faustus“ ein Zeichen mit dem Zauberstabe.

Er selbst warf seinen roten Mantel ab und erschien als zierlicher Kavaliere.

Die hundert „Walpurgisfahrerinnen“ thaten das auch; sie warfen ihre Vermummungen und Besenstiele von sich und erschienen nun als galante junge Herren. Die Verwandlung geschah überraschend und zauberisch.

Aus dem Kreise der Zuschauer holte jeder sich ein hübsches Mädchen.

Ulrich holte sich „Schön-Elsen“, das kann man sich wohl denken.

Die Musikanten spielten den „Moriskentanz“ auf. Und so drehten sich nun die Schönbartläufer mit ihren Mädchen im fröhlichen Reigen, angeführt von Ulrich Wirsung und Else Biatis.

Dieser Spaß erregte ungeheuren Jubel.

Und merkwürdig: die Schwester des Bischofs von Bamberg wurde dadurch plötzlich wieder geistig gesund. Ihre Gemütskrankheit war verschwunden, der finstere Wahn gewichen. Sie sah ein, daß Herenwert nur Blendwerk sei, und glaubte nicht mehr daran. In ihrem Geiste war es wieder hell geworden. Darüber war der Bischof seelenfroh.

Dieser hochwürdige Kirchenfürst kannte Bartholomäus Biatis und dessen Familie.

Er ging hin zu dem alten Italiener und fragte: „Wer mag der Jüngling sein, der den Doktor Faustus agierte und jetzt mit Eurer lieblichen Tochter so zierlich tanzt?“

Da sprach Biatis lächelnd: „Dieser Tausendsassa aus Augsburg heißt Ulrich Wirsung und ist thätig als Kaufgeselle in meinem Geschäft. Alle die lustigen Mummereien hat er ausgeheckt.“

„Dadurch hat er ein großes Wunder bewirkt,“ versetzte der Bischof. „Das ist ein Jüngling, dem ich wohl Gnade und Günst erweisen will.“

Als der Mummenschanz vorbei war, verlief alles Volk sich. Die Schönbartläufer aber versammelten sich noch in einem Wirtshausaale und hielten ein großes Trinkgelage. Das waren lustige Kaufgesellen aus aller Herren Länder. Und sie sangen:

„Benediger Nacht,
 Augsburger Pracht,
 Nürnberger Witz,
 Straßburger Geschäft
 Und Ulmer Geld
 Geh'n durch alle Welt!“

Spät in der Nacht kam Ulrich mit einem gewaltigen Haarbeutel und der sichern Aussicht auf den schönsten Rahenjammern für den folgenden Morgen nach Hause. Denn das sind so die gewöhnlichen Folgen solcher Karnevalslustbarkeiten.

Herr Biatis war noch auf, schmälte aber nicht mit ihm, sondern machte gar freundliche Augen.

Andern Tages kam eine Botschaft des Bischofs von Bamberg, die unsern Augsburger zu einem Besuch einlud. Ulrich eilte sogleich dorthin, dem Grundsatz huldigend: Große Herren darf man nicht warten lassen.

„Durch Euren lustigen Mummenschanz habt Ihr meine geliebte Schwester von einer bösen Gemütskrankheit glücklich befreit,“ sagte der Hochwürdige huldvoll. „Ich bin Euch Dank schuldig und will Euch Gnade erweisen.“

„Euren bischöflichen Gnaden lege ich meinen gehorsamsten Dank im voraus zu Füßen!“

„Wollt Ihr in meine Dienste treten und nach Bamberg kommen?“

„Das muß ich ablehnen. Ich wünsche in Nürnberg zu bleiben, denn ich liebe Fräulein Else, Herrn Biatis schöne Tochter.“

Der Bischof lächelte.

„Das habe ich schon bemerkt,“ sagte er. „Nun, so will ich Euch zu meinem Geschäftsagenten in Nürnberg ernennen. Das ist eine sehr angesehene Stellung. Wenn Ihr es nur klug anfangt, so seid Ihr ein gemachter Mann.“

„Eure bischöfliche Gnaden machen mich zum glücklichsten der Sterblichen!“

Und der junge Mann verließ den Bischof, um zu seinem Prinzipal zu eilen.

„Herr Biatis, ich bin jetzt etwas Rechtes geworden!“

„Cospetto, und was denn?“

„Nürnberger Geschäftsagent des Bischofs von Bamberg.“

„Per bacco, das ist eine schöne Stellung; da ist Euer Glück gemacht.“

„Jetzt darf ich Euch also beim Worte nehmen und abermals um Else anhalten?“

„Nimm sie, caro mio!“ sagte der alte Italiener. „Du sollst sie haben, weil sie Dich liebt, und weil Du ein tüchtiger, brauchbarer Mensch bist, gewandt in den Geschäften.“

Und er führte ihn in das Nebenzimmer zu der lieblichen Else.

So hatte der glückliche Jüngling denn nun die schöne, reiche Braut sich errungen!

Denkvers.

Hat dich ein bitteres Leid betroffen,
 So schene nicht ein doppelt Müh'n, —
 Am schönsten pflegen Trost und Hosen
 Im Schweiß der Arbeit aufzubüh'n.

Seines Glückes Schmied.

Roman

von

Ewald August König.

(Fortsetzung.)

„Sie wollten eine Bitte an mich richten,“ sagte Helene leise und ein tiefes Mitleidsgelächel klang aus ihrer Stimme.

„Ja so!“ erwiderte Hugo Rocholl, das Haupt erhebend und mit der Hand über seine Stirne fahrend. „Wir, meine Kameraden und ich, wollen für ein anständiges Begräbniß sorgen. Nicht der Armenwagen soll die Toten zum Friedhofe hinausfahren, wir wollen die Särge tragen, und ich denke, es wird ein stattlicher Leichenzug werden. Die Kirche kümmert sich freilich nicht um die Toten, die, an Gott und der Menschheit verzweifelnd, selbst sich das Leben genommen haben, so mag sie denn von ferne zusehen, wie wir über das unglückliche Mädchen urteilen. Wir verdammen es nicht, wir fühlen nur Mitleid mit ihm.“

„Das ist brav und schön



Affenkat. Nach einem Gemälde von Paul Meyerheim. (S. 310.)

gedacht!“ warf Helene ein, deren Blick nun voll Bewunderung auf dem treuen, gutmütigen Antlitz ruhte. „Wie schön er ist!“ dachte sie jetzt, als sie ihm in die dunklen Augen schaute, in denen sein reines, edles Herz sich spiegelte.

„Ich meine, das sei menschlich gedacht!“ fuhr er fort, und ein schmerzliches Lächeln umzuckte dabei seine Lippen. „Wenn Nöschen eine Sünde begangen hat, so muß sie ja nun vor dem Richter da oben Rechenschaft ablegen, wir haben nicht darüber zu richten, wir sollen an den Balken im eigenen Auge denken! Und nun komme ich zu meiner Bitte, Fräulein Helene! Wir wollen die Särge schmücken, wie es Sitte ist, mit Kränzen und Blumen, aber wir können leider nicht viel dafür ausgeben, da habe ich denn gedacht, ob Sie nicht in Ihrem Geschäft einige alte Blumen besitzen, die schon gebraucht sind und für Sie keinen Wert mehr haben. Wir werden nach Feierabend einige Kränze von Laub und Tannenzweigen winden und die Blumen hineinflechten, damit sie nicht gar so düster aussehen.“

„O gewiß!“ erwiderte



Die Mine von St. Gurlott. Hugh und Madeline im Garten. (S. 303.)

Helene rief, „ich werde nachsehen, ich habe manches, Blumen und Schleifen, ich will das alles hervorholen und Ihnen auch beim Schmücken der Kränze behilflich sein.“
„Ich danke Ihnen“, sagte er erfreut, indem er ihr die Hand reichte, „ich wußte, daß ich keine Fehlbildung thun würde.“
„Darf ich nun auch eine Bitte an Sie richten?“ fragte sie, den Gefühlen nachgebend, die seine Worte so plötzlich in ihr geweckt hatten. „Sie sind uns fremd geworden,

kommen Sie wieder häufiger zu uns, wollen Sie mir das versprechen?“
Er hielt ihre Hand fest in der seinigen, Glück und Freude strahlten aus seinen vorhin noch so trüb umflorten Augen.
„Ja, wenn ich darf, mit tausend Freuden!“ sagte er.
„Verzeihen Sie mir, daß ich so unfreundlich gegen Sie gewesen bin; ich war ein thörichtes Mädchen, ich träumte von Glück, wo keins zu finden war, können Sie das vergessen und vergeben?“

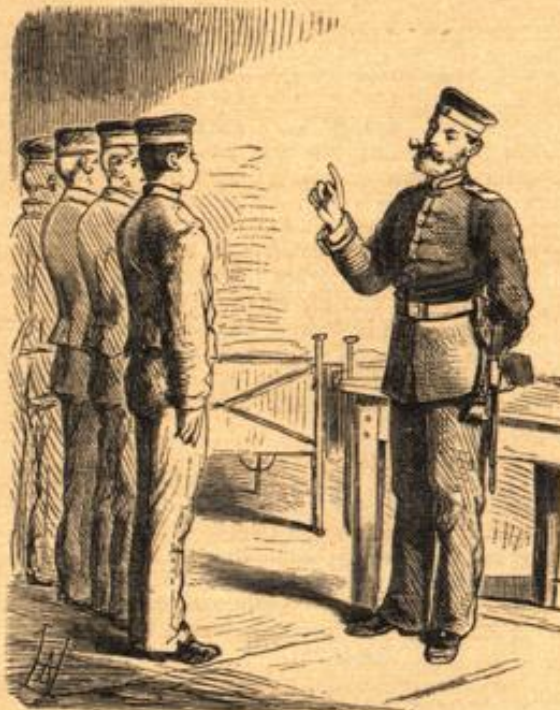
„Und nun ist der Traum zu Ende?“ fragte er, und das Zittern seiner Stimme bekundete die tief innere Erregung.
„Er ist zu Ende!“ sagte sie ernst in entschlossenem Tone, „er wird nicht wiederkehren, das verspreche ich Ihnen!“
„Und ich darf wieder Ihr Freund sein, wie ich es früher war?“
„Ja, bin's ja immer geblieben, Fräulein Helene, ich könnte für Sie in den Tod gehen, drum that es mir so weh, daß Sie plötzlich so kalt gegen mich wurden.“
„Das soll nun wieder anders werden,“ erwiderte sie,

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



„Sie als Weinbergbesitzer müssen doch wissen, ob wir dieses Jahr besten Wein haben werden, als im vorigen!“
„Versichern! Das hoff' ich sehr! — Ich thue wenigstens mein Bestes, wie Sie sehen!“



„Wer kann mir denn sagen, was kein Unteroffizier werden kann?“
„Kein Unteroffizier kann General werden.“
„Aber, so mein' ich das nicht. Es heißt hier in der Instruction: Kein Unteroffizier kann mit strengem Arrest bestraft werden.“



Erster Bummeler: Gott sei Dank, daß es wieder einmal Sonntag ist.
Zweiter Bummeler: Du bummelst ja doch die ganze Woche.
Erster Bummeler: Ja, aber Sonntags ist man ungenirt, da fällt's nicht so auf.



Mutter: Na, auch Zwieback und eine Menge geschlagenen Zuckers hast Du mir gebracht? Ach, Du solltest mir zuliebe doch kein Geld für solche Sachen ausgeben!
Nach Hause beurlaubter residenzlicher Herrschaftsdienner: Ach, nehmt's ohne Sorge, Mutter; das spar' ich als gewandter Diener alles meiner gnädigen Herrschaft am Rande ab!



„Mit zur Wache, sag' ich! Ihr habt den Herrn da mit Eurem Knäppel verhaagt.“
„Man lachte, Manneten! Keine Ueberrückung! Ich habe Gründe. Ich höre nämlich, der Stabchef hier wäre 'ne sogenannte Wankelzute, womit man — wie Sie ja wohl wissen wer'n — Schätze find't. Der wollte ich nur 'mal uf seine Nichtigkeit ver-suchen. Weiter niht!“



Gouvernante: Wie unaufmerksam Sie sind, Leo. Was ich sage, geht zum einen Ohr hinein und zum andern wieder hinaus. Warum führen Sie denn jetzt den Kopf auf? — Leo: Damit das, was Sie sagen, nicht zum andern Ohr hinaus kann, Fräulein.

und ihr war jetzt so froh und leicht zu Mute, als ob eine schwere Last ihr von der Seele genommen sei. „Erinnern Sie sich noch unserer Spaziergänge? Wie heiter und zufrieden waren wir immer!“
„Tag für Tag habe ich mich daran erinnert,“ nickte er, „habe gar oft mit Ihrem Bruder davon geredet.“
„Wissen Sie auch, was mein Bruder ist?“ unterbrach sie ihn rasch.
„Ja, ich weiß es.“
„Und Sie fürchten nicht, daß es Ihnen schaden könne, wenn Sie mit uns verkehren?“

Musik. Welt. XXXIV. 13.

„Nein, es muß ja auch solche Leute geben,“ antwortete er ruhig, „und wenn sie ihre Pflicht treu erfüllen, dann sind sie ebenso ehrenhaft, wie jeder andere. Und ich halte Ihren Bruder Karl für einen ehrenhaften Mann.“
„Ich danke Ihnen,“ sagte sie, ihm abermals die Hand reichend, „lieber wäre es mir ja auch, wenn er ein anderes Gewerbe betriebe, aber Rudolf hat mir bewiesen, daß es ihm nicht zur Unzucht gereicht, wenn auch thörichte Vorurteile das Gegenteil behaupten.“
Hugo Rothell hatte sich erhoben, hoch aufgerichtet stand er vor dem schönen, erglühenden Mädchen, auf das er voll

zärtlicher Innigkeit hinunterschaute. „Ein jeder Stand hat seine Last, Fräulein Helene,“ erwiderte er in seiner milden Weise, „ich achte und ehre jeden, der ehrlich sein Brot verdient, mag er ein reicher Fabrikant oder ein armer Tagelöhner sein. Für diese Stunde will ich Ihnen danken, so lange ich lebe, ich bin seit vielen, vielen Tagen nicht mehr so froh gewesen wie jetzt. Ich darf also heute abend kommen?“
„Sie müssen, denn Sie haben es versprochen!“
„Und wie gerne halte ich dieses Versprechen. Wenn nicht die Arbeit mich rief, so würde ich Sie bitten, noch

einige Worte mit Ihnen plaudern zu dürfen, aber meine Minuten sind gezählt, so muß ich Ihnen denn adieu sagen!"

"Für einige Stunden nur, dann sehen wir uns wieder," nickte sie voll Herzlichkeit, "lassen Sie das Laub und die Lannenzweige nur hierher bringen, wir wollen gemeinsam die Kränze winden."

"Wie gut Sie sind!" erwiderte er mit einem tiefen Atemzuge und mit einem glückseligen Blick schied er von ihr.

Er mußte draußen in dem halbdunklen Korridor eine Weile stehen bleiben, beide Hände presste er auf das stürmisch pochende Herz, um einigemal tief aufzuatmen.

So fand ihn Moritz Wurm, der kleine Buchbinder, der mit dem Hut in der Hand aus seinem Zimmer herauskam.

"Was ist Euch denn passiert?" fragte er, voll Erstaunen zu dem Hünen emporblickend. "Habt Ihr in der Lotterie gewonnen?"

"Nichts, nichts!" antwortete Rocholl mit einer hastig abwehrenden Geberde. "Hattet Ihr in Eurem Leben noch nie einen Augenblick, wo Ihr vor Freude laut aufschreien mochtet, ohne eigentlich zu wissen, warum?"

Moritz Wurm schüttelte mit sichtbar wachsendem Staunen das Haupt und heftete den Blick auf die Thüre, hinter der die melodische Stimme Helenens leise sich vernehmen ließ.

Es war ein altes Volkslied, was sie sang, und sie sang es mit einer Innigkeit, die keinen Zweifel darüber ließ, daß es aus vollem, überströmendem Herzen kam.

Ein feines Lächeln umspielte die Lippen des kleinen Buchbinders.

"Ah, so stehen die Sachen?" fragte er voll warmer Teilnahme. "Es ist lange her, seitdem ich sie zuletzt singen hörte; Ihr kommt wohl aus ihrem Zimmer — darf man gratulieren?"

"Nein, noch nicht, und ob es jemals geschehen wird, das weiß ich heute noch nicht," erwiderte der Schlosser, während er langsam weiter schritt; "ich bitte Euch, sprecht mit anderen nicht darüber, es könnte dem Mädchen wehe thun. Nur das eine glaube ich zu wissen, daß sie dem Lieutenant den Laufpaß gegeben hat und auf den rechten Weg zurückgeführt ist, und das ist mir einstweilen genug."

"Wenn sie nur auf diesem rechten Wege bleibt!"

"Das hoffe ich, sie hat ja nun auch ihre Erfahrungen gemacht! Ihr wollt ausgehen?"

"Ich muß noch einmal zu meinem Baron, Fräulein Lenders soll mich diesmal begleiten," erwiderte Wurm mit einem leisen Seufzer. "Er hat nicht Wert gehalten und wir dürfen nicht länger warten; das Kind ist kränzlich, der Arzt verlangt, daß ihm kräftigere Nahrung und alter Wein gegeben werden sollen, Fräulein Lenders kann das nicht, wenn sie nicht selbst darben will."

"Und der Vater des Kindes ist dazu verpflichtet," sagte Rocholl unwillig, "ich verstehe seine Weigerung nicht, ein Ehrenmann kann er nicht sein."

"Wenigstens fehlen ihm Herz und Gemüt; wir wollen nun noch einmal versuchen, ob wir nicht sein Gewissen wecken können, das ihn an seine Pflicht erinnern muß."

Moritz Wurm nahm mit einem Kopfnicken von dem Freunde Abschied und öffnete eine Thür.

Es war ein sehr bescheiden, fast ärmlich ausgestattetes Zimmer, in das er trat, das kleine Mädchen saß vor dem Tisch und spielte mit seiner Puppe, Minna Lenders stand vor dem Spiegel und knetete die Bänder ihres schmucklosen Strohhuts unter dem Kinn zu einer Schleife.

Sie war nicht mehr jung, etwa dreißig Sommer mochte sie zählen, eine kleine, schwächliche Gestalt, Arbeit und Sorge hatten in das feine Gesicht ihre Furchen gegraben, dennoch sprach keine Verbittertheit und Bitterkeit, sondern nur Herzensgüte aus ihren Zügen.

"Ich bin bereit," sagte sie, während sie die blonden Locken auf ihrer Stirne ordnete, und mit einer sanften Ermahnung an das Kind, sich ruhig und artig zu verhalten, folgte sie dem Freunde, der schweigend das Zimmer verließ.

"Es ist ein schwerer Gang für uns beide," nahm sie das Wort, als das Haus hinter ihnen lag, "geschähe es nicht des Kindes wegen —"

"Wir müssen ihn machen, Fräulein Minna," unterbrach er sie, "wir wollen ja nicht betteln, wir fordern nur, daß der Vater seine Pflicht erfüllen soll!"

"Er wird uns abermals damit abspenken, daß der Prozeß noch nicht beendet sei!"

"Was kümmert uns der Prozeß! Der Herr Baron ist auch ohne diese Erbschaft reich genug, daß er wenigstens vorab eine kleine Summe für das kranke Kind aussetzen kann. Und wenn er dessen sich weigert, dann —"

"Dann haben wir gesetzlich keine Berechtigung, diese Unterstützung zu fordern. Wenn ich nur täglich einige Groschen mehr verdienen könnte! Von keinem Menschen wollte ich ein Almosen für das Kind annehmen, auch von Ihnen nicht mehr, mein Freund."

"Wie dürfen Sie das ein Almosen nennen?" sagte er vorwurfsvoll.

"Und wie wollen Sie es anders nennen?" fuhr sie fort. "Sie kommen nie auf einen grünen Zweig, wenn Sie Ihre Erbsparnisse fortgeben, und ich weiß doch auch, wie sehr Sie sich nach einer größeren Werkstätte sehnen, in der Sie einige Gehilfen beschäftigen können."

"Wenn ich es thue, so thue ich es nur Ihretwegen,"

antwortete er so warm und herzlich, daß Minna, vor seinem Blick erglühend, die Wimpern senkte, "Sie kennen meine Gefühle und meine Gedanken, Minna, Sie wissen auch, daß kein Falsch in mir ist, wie ich es weiß, daß ich der einzige Mann bin, den Sie Freund nennen! Ich frage Sie noch einmal, sollen wir es im Vertrauen auf Gottes Hilfe wagen, uns für das ganze Leben die Hände zu reichen? Wir wollen das Kind adoptieren und ihm meinen Namen geben lassen, ich miete in Gottes Namen eine größere Wohnung und sehe mich nach einem Gehilfen um, Arbeit werde ich schon finden, und wenn's auch im Anfang nicht immer nach Wunsch geht, wir harren mutig aus, bis ich auf dem grünen Zweig sitze und die reifen Früchte herunterhülle."

Minna schwieg eine geraume Weile, er unterbrach ihren Gedankengang nicht, geduldig wartete er auf ihre Antwort, während sie langsam ihren Weg verfolgten.

"Sie sind gut und edel," brach sie endlich das Schweigen, "freudig würde ich meine Zukunft Ihnen anvertrauen in der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß ich an Ihrer Seite das lang entbehrte Glück finden müßte! Aber was ich Ihnen damals antwortete, als Sie dieselbe Frage zum erstenmal an mich richteten, das muß ich heute wiederholen, mag auch mein eigenes armes Herz dabei aus tausend Wunden bluten. Wir sind beide arm, Moritz, und nicht das allein, ich habe auch die Pflichten einer Mutter übernommen. Was ich meiner unglücklichen Schwester auf ihrem Sterbebette versprach, das will und muß ich halten, aber nimmermehr darf und werde ich verlangen, daß Sie diese Last mit mir teilen sollen."

"Es wird keine Last für mich sein!" warf er ein.

"Doch, das weiß ich besser!" fuhr sie mit einem schweren Seufzer, aber gleichwohl entschlossen fort, "es ist eine Last für den, der mit seiner Hände Arbeit das tägliche Brod mühsam verdienen muß. Sie würden unter dieser Last erliegen —"

"Nein, nein, Minna!"

"Doch, Moritz! Hätten Sie ein blühendes Geschäft und wollten Sie auch dann noch mich armes altes Mädchen samt der Waise glücklich machen — ach, dann würde ich auf meinen Knien Ihnen danken und Ihnen eine treue, sorgsame Hausfrau werden. Wie aber jetzt die Verhältnisse liegen, wäre unsere Verbindung eine Thorheit, die nur zu gänzlicher Verarmung, zu einem Dasein voll Not und Elend führen könnte."

"Und das nur deshalb, weil das Kind und die geringe Last ausbürdet?" fragte er mit einem schmerzlichen Lächeln.

"Nur deshalb!" nickte sie. "Das Kind bedarf einer guten Pflege, was das kostet, wissen Sie nicht. Arzt und Apotheker thun auch nichts umsonst, im nächsten Jahre wird das Kind schulpflichtig, und wenn auch die Schule nicht viel kostet, ein Thaler kommt zum andern, und jeder Groschen will verdient sein."

"Ich fürchte nicht, daß ich die nötigen Groschen nicht verdienen werde," sagte er, sie fest anschauend. "Wenn Sie nur den Mut haben, das Wagnis mit mir zu unternehmen, Minna, alles Uebrige mögen Sie mir getrost überlassen!" "Ihretwegen darf ich es nicht, Moritz! Wenn ich Sie später unter der Last seufzen sähe, die Sie aus Liebe zu mir sich aufgebürdet haben, dann würde ich meines Lebens nicht mehr froh. Und nun wollen wir nicht mehr davon reden, wir quälen nur uns selbst damit!"

"Sie wollen es nicht, so werde ich mich wohl fügen müssen," entgegnete er, während sie in die Straße einbogen, in welcher der Baron wohnte, "aber ich werde auf meine Frage zurückkommen, und das geschieht vielleicht schon bald. Wenn für das Kind gesorgt ist, wie wir es wünschen und erstreben, dann haben Sie keine Gründe mehr, die ich gelten lassen müßte."

"So wollen wir das abwarten," sagte sie leise, und ihr Blick war dabei sinnend in die Ferne gerichtet, "es kommt ja alles, wie Gott es will!"

Moritz Wurm blieb vor dem alten Hause stehen und zog schüchtern an der Glocke.

"Sie haben ja früher den Baron oft gesehen," flüsterte er, "ich soll verlangen, ob Sie ihn wieder erkennen."

"Ich habe sein Bild noch im Gedächtnis," nickte sie, "in mancher schlaflosen Nacht stand es vor mir, das dürfen Sie mir glauben."

Der alte Kaspar hatte die Hausthüre geöffnet, er schüttelte schon sein weißes Haupt, als er in das Antlitz des Buchbinders blickte.

"Sie kommen vergeblich," sagte er ernst, aber nicht unfreundlich, "der Herr Baron haben verboten, Sie vorzulassen."

"Weshalb?" fragte Wurm zornig. "Macht er mir einen Vorwurf daraus, daß ich ihn an seine Pflicht erinnere habe?"

"Ich kenne seine Gründe nicht."

"Er hat keine, er muß mich empfangen, ich lasse mich nicht abweisen, so lange er sein Versprechen nicht einlöst."

"Und was haben Sie davon, wenn Sie mich alten Mann beiseite schieben und die Treppe hinaufstürmen, um mit Gewalt den Einlaß zu erzwingen?" fragte Kaspar ruhig. "Sie werden auch dadurch nichts erreichen, wenn der Herr Baron nun einmal nicht will!"

"Nein, mit Gewalt erreichen wir nichts," sagte Minna, bevor ihr Freund die heftige Erwiderung geben konnte, die ihm auf der Zunge schwebte, "mich aber werden Sie wohl anmelden dürfen, und wenn meine Worte keinen Eindruck auf ihn machen, dann wollen wir ihm auch nicht mehr lästig

fallen. Bitte, sagen Sie ihm, Fräulein Minna Lenders wünscht mit ihm zu reden, sie wolle nicht lange stören, nur einige Worte habe sie ihm zu sagen."

Der alte Mann schüttelte abermals das Haupt, aber er stieg doch die Treppe hinauf, Moritz Wurm blickte ihm mit finsterner Miene nach.

"Ich kann's nicht glauben, daß der Herr Baron so hartherzig geworden sein soll," sagte er leise, "er hatte früher mit jedem Armen Mitleid, den letzten Pfennig konnte er fortgeben, wenn er auch selbst darben mußte!"

"Wenn die Leute reich werden, dann denken sie nur noch an sich," erwiderte Minna seufzend.

"Wenn das immer die unausbleibliche Folge des Reichtums wäre, dann möge der Himmel mich vor ihm bewahren!"

Kaspar kehrte schon zurück, seine ernste, fast finstere Miene bekundete, daß er keine gute Nachricht brachte.

"Der Herr Baron läßt sagen, es müsse bei seinem ersten Besuche bleiben," versetzte er, "er könne jetzt nichts thun und wolle darum auch nicht beehelligt werden; wenn der Augenblick gekommen sei, von dem er geredet habe, dann werde er sein Versprechen erfüllen, bis dahin müsse man sich gedulden."

"Bis dahin wird sein Kind wohl gestorben sein!" sagte Moritz Wurm, vor zorniger Erregung zitternd. "Aber wenn es stirbt, dann werde ich's öffentlich in allen Gassen ausrufen —"

"Still!" bat Minna, die Hand auf seinen Arm legend, "ich bin ja noch da, und so lange ich schaffen kann, wird das verwaiste Kind keine Not leiden. Kommen Sie, wir wissen nun, daß wir nichts mehr zu erwarten haben, und betteln wollen wir nicht."

Er sah sie an, ihr flehender Blick machte ihn gehorsam wie ein willenloses Kind, er folgte ihr schweigend hinaus auf die Straße.

(Fortsetzung folgt.)

Krasnowodsk am kaspischen Meer.

(Bild S. 304.)

Die Pläne Rußlands in Zentralasien werden wahrscheinlich Krasnowodsk in Zukunft bekannter machen, als es jetzt ist. Es ist bestimmt, der Ausgangspunkt der neuen transkaspischen Eisenbahn zu werden, die einmal nach Wern, Boshara und Samarkand, und in anderer Richtung auf Indien zu nach Sarafs, Herat und Kandahar führen wird. Ein Teil dieser Linie von Michailowsk nach Ruzil Arwat ist in einer Länge von 144 Meilen bereits fertiggestellt. Krasnowodsk ist zudem einer der wenigen Plätze am kaspischen Meer, welcher tiefes Wasser nahe dem Ufer hat. Rußland hat schon mehr als einen Versuch gemacht, einen Hafen an der östlichen Küste des kaspischen Meeres anzulegen, aber der Unstetigkeit wegen stets vergebens. Fort Alexander hat den Uebelstand, gegen vier Monate im Jahr zugefroren zu sein, und bei Chikil'ar ist das Wasser so niedrig, daß die Dampfer eine Meile von der Bucht entfernt vor Anker liegen müssen. Krasnowodsk nun hat auch einen großen Fehler, es hat kein frisches Wasser; es muß sich mit destilliertem Seewasser behelfen. Zum Glück kann indes Petroleum billig von Baku und der Insel Chelchelen bezogen werden und ist deshalb die Destillation nur mit geringen Kosten verknüpfte. Die Bai von Krasnowodsk ist so groß und so wohl von allen Seiten geschützt, daß es unzweifelhaft einen ausgezeichneten Hafen gibt. Die Stadt selbst ist erst im Jahre 1871 gegründet worden, ist also noch sehr jung und hat noch keine Geschichte. Wichtig wird sie erst in Zukunft. Wenn Krieg ausbrechen sollte, hat sie eine große militärische Bedeutung. Im Frieden wird sie einer der Hauptpunkte sein, von wo aus der Handel nach Zentralasien, Persien, Afghanistan und selbst nach Indien betrieben werden wird. Je mehr Turkestan kultiviert wird, um so größer wird die Wichtigkeit Krasnowodsk als Stapelplatz für die Produkte jener Gegenden werden. Wie Batum mit seiner Eisenbahn nach Baku den alten Hafen von Trebizonde überflügelt, so wird jener neue Seepfad den Handel von Astrabad und Reicht an sich ziehen, jener beiden Städte, die bisher allein das Privilegium hatten, den Güteraustausch zwischen dem Abendlande und dem fernen Osten zu vermitteln.

Affenkat.

(Bild S. 308.)

Menschen in der Karikatur als Tiere darzustellen, hat schon im Altertum die Künstler beschäftigt und in der neuesten Zeit hat in diesem Genre Paul Meyerheim ein Meisterstück geliefert, das wir unseren Lesern hier in einem vortrefflichen Holzschnitt wiedergeben. Der Affe steht in seiner Gestalt dem Menschen am nächsten, auch besitzt er eine hohe Intelligenz, seine Bewegungen sind an und für sich schon komische Uebertreibung unserer Art des Benehmen, und somit liegt es sehr nahe, diese Tiergattung für heitere Verhöhnungen menschlichen Thuns zu wählen. Paul Meyerheim gehört zu den bedeutendsten Tiermalern der Gegenwart, das zeigt auch unser Affenkat hier, und wie der diese drei Affen veranschaulicht, das ist ebenso lustig wie meisterhaft im Tiercharakter gehalten. Man sehe nur den harmlos-lustigen Blick des Spielers, der dem andern die Karte heimlich unter dem Tisch zuschiebt, des Empfängers zufriedener-pfiffige Miene und das dumm-verwunderte Gesicht des Wandrills auf dem Tisch, der gar nicht begreifen kann, weshalb er immer verliert. So repräsentieren denn die stillosen Affen nicht nur das Menschentum gewisser Kreise mit seinen List und Ränken der harmlosen Gutmütigkeit und Geistesbeschränkung gegenüber, sondern sie sind auch zugleich wunderbar wahr der Natur abgelaufte Tierfiguren mit allen Eigentümlichkeiten ihrer Rasse, und jede der drei Gestalten ist ein prächtiger Charakterkopf aus der Affenwelt.



Aus allen Gebieten.

Punsch auf vier verschiedene Arten.

Erste Art: Auf 375 bis 625 Gramm Zucker (je nachdem nämlich mehr oder weniger Zitronensaft genommen wird und man den Punsch süßer oder minder süß verlangt) wird die Schale von 3 bis 4 Zitronen abgerieben. Den hieron übrigbleibenden Zucker stößt man oder schlägt ihn in kleine Stücke und thut diesen in eine Terrine, den Zitronenzucker aber in ein darüber gesetztes Haarsieb oder einen Durchschlag, in welchen ein kleines Tuch gelegt worden ist, drückt den Saft von 4 bis 8 Zitronen über den abgeriebenen Zucker und gießt ferner 2 Liter kochendes Wasser, in welchem vorher 8 Gramm Thee abgekühlt und anziehen gelassen wurde, nebst $\frac{1}{2}$ Liter guten Arrak oder Rum (welcher letztere aber einen weniger guten Punsch giebt) durch das Sieb oder den Durchschlag, so daß dieses mit dem Zitronenzucker durchläuft. Hierauf deckt man die Terrine zu und setzt sie auf ein Kohlenfeuer oder in einen Kessel, worin Wasser kochend erhalten wird. Sobald sich am Rand ein weißer Schaum zeigt, wird der Punsch vom Feuer oder aus dem Wasserbade genommen. Um den Geschmack des Punsches zu verfeinern, kann man ein paar Orangen am Zucker abreiben und den Saft derselben zu dem Zitronensaft ausdrücken, oder, was noch vorzuziehen ist, lauter Orangen statt der Zitronen nehmen.

Zweite Art: 2 bis 3 Zitronen und 2 Pomeranzen (Apfelsinen) werden an 625 bis 750 Gramm Zucker abgerieben, das vom Zucker übrigbleibende gestoßen und mit dem Zitronenzucker nebst dem Saft von 6 bis 8 Zitronen und den 2 Pomeranzen in einen Topf gethan, in welchen auch 2 Liter kochendes Wasser gegossen und derselbe dann mit einem gut passenden Deckel fest zugedeckt $\frac{1}{4}$ Stunde auf heiserer Hitze oder einem geheizten Ofen stehen gelassen wird, damit die Flüssigkeit recht heiß bleibt. Hierauf rührt man das Ganze durcheinander, gießt es durch ein Haarsieb oder einen mit Leinwand belegten Durchschlag und mischt $\frac{1}{2}$ Liter Arrak oder Rum darunter; auch kann man 1 Liter guten weißen siedenden Wein und bloß 1 Liter Wasser, oder auch 2 Liter lauten Wein dazu nehmen, in welchem Fall es nötig sein wird, noch mehr Zucker beizugeben. Es ist vielfach üblich, lauter Pomeranzen statt der Zitronen auch zu diesem Punsch zu nehmen.

Dritte Art: 4 bis 5 Zitronen oder 3 bis 4 Pomeranzen werden an $\frac{1}{2}$ Kilo Zucker nur ganz leicht abgerieben, dieser Zucker in eine Terrine gethan und der Saft von 6 bis 8 Zitronen oder 5 bis 6 Pomeranzen, welchen man vorher durch ein Stüchchen Leinwand filtrirt hat, dazu gegossen. Rum brüht man 8 Gramm vom besten Thee mit 2 Liter siedendem Wasser ab, läßt ihn bedeckt ein wenig anziehen, gießt ihn durch Leinwand oder ein Haarsieb in die Terrine, mischt $\frac{1}{2}$ Liter Arrak oder Rum darunter und versetzt den Punsch, wenn es nötig, mit mehrerem gekochtem Zucker. Statt des Theeaufgusses macht man ihn auch mit bloßem siedendem Wasser, oder, welche Art besonders beliebt ist, mit gutem siedendem weißem Wein, wozu besonders der neue, kaum gegorene und klar gewordene weiße Wein sehr gut taugt. Noch vorzüglicher wird er von Champagner oder Rheinwein. Will man am Arrak sparen, so nimmt man die Hälfte Kirchengelb; freilich ist dieses keine Verbesserung des Punsches.

Vierte Art: 625 Gramm Zucker werden geklärt und zum kleinen Bruch gelocht, hierauf mit 2 Liter siedendem Wasser, welches langsam und unter Umrühren in die Pfanne gegossen wird, wieder verdünnt und die Flüssigkeit nun noch einmal aufsieden gelassen. In eine mit passendem Deckel versehene Schüssel oder einen solchen Topf hat man die eingedickte oder am Reibeisen leicht abgeriebene Schale von 6 Zitronen oder 4 Pomeranzen nebst 8 Gramm vom besten Thee gethan; sobald der verdünnte Zucker wieder aufsteht, gießt man ihn über die Zitronenschale und den Thee in der Schüssel, läßt es gut zugedeckt 5 bis 6 Minuten lang anziehen, schüttet die Flüssigkeit durch ein Haarsieb oder einen mit Leinwand belegten Durchschlag in die darunter gestellte Terrine, worin der Punsch aufgesetzt werden soll, filtrirt den Saft von 6 bis 8 Zitronen oder 4 bis 5 Pomeranzen auch hinein, und mischt zuletzt einen halben Liter Arrak bei, indem man zugleich das Ganze mit einem Rößel ein wenig umrührt. Will man diesen Punsch mit Wein machen, so kauft man 750 Gramm Zucker mit Wein statt des Wassers, verdünnt ihn nachher mit 2 Liter siedend gemachtem Wein und versetzt im übrigen wie oben bemerkt, läßt aber den Thee ganz weg. Dieser Punsch trinkt sich sehr angenehm.

Um den Punsch, er mag nun nach einer oder der andern obiger Vorschriften gemacht sein, während des Präsentirens in gleicher Wärme zu erhalten, kann man die Terrine in ein Gefäß mit heißem Wasser setzen, welche durch untergelegte Kohlen stets gleichmäßig erhitzt, nie aber bis zum Sieden gebracht wird; oder man stelle die Terrine in siedendes Wasser und ersetze dasselbe in einiger Zeit, wenn es nachzulassen anfängt, durch Einfüllen neuen siedendheißen Wassers.

Torfsaub als sicheres Mittel gegen das Erfrieren der Winterkulturgewächse.

Die das „Schweizerische landwirtschaftliche Zentralblatt“ mitteilt, hat sich der Torfsaub als sicheres Mittel gegen das Erfrieren der Winterkulturgewächse bewährt, wie Nelken, Hyazinthen, Schneeglöckchen, Krokus, Tulpen, Salat, Rosenkohl und so weiter. Man legt zu dem Ende eine etwa 1 Centimeter dicke Schicht Torfsaub über die Gartenbeete; wenn der Boden gefriert, so schält er beim Auftauen dadurch, daß die an die Oberfläche gedrängten Knollen oder Zwiebeln nicht sofort bloß liegen und deckt sie. In nassen Wintern

wird der Torf infolge seiner dunklen Farbe nach dem Aufhören des Regens bald wieder warm und trocken, gibt die Wärme den unter ihm liegenden Schichten ab und schlägt indirekt die Knollen vor dem Faulen. Beete, auf diese Art gepflegt, lohnen reichlich im Frühjahr die auf sie verwandte kleine Mühe.

Die Chloroformkompreß.

Die „W. Med. Blätter“ melden: In vielen Fällen von Nerven-schmerz, Tortikollis, Interkostal-Neuralgie, Lumbago und Nischias sah ein Schweizer Arzt, Dr. Schnyder, von der Chloroformkompreß sehr gute Erfolge. Die Anwendung ist folgende: Eine dicke, bauchige und der Applikationsstelle entsprechend große Kompreß von Verbandbaumwolle wird auf der einen Seite mit reinem Chloroform rasch und möglichst dicht betropft (nicht begossen), dann unmittelbar auf die bloße, wenn nötig vorher entfettete Haut der Applikationsstelle gelegt und einfach mit der flach ausgebreiteten Hand leicht angebrückt und festgehalten. Anfangs hartes Kältegefühl, dann angenehme Wärme und schließlich heftiges Brennen. Ist die Reizwirkung der Kompreß erschöpft, so wird dieselbe nochmals betropft und wieder aufgelegt und dies Verfahren je nach der Intensität des Uebels und dessen Ausbreitungsgebiet in ein und derselben Sitzung mehrmals wiederholt. Oft genügt schon eine Sitzung, um eine eben frisch aufgetretene Nischias oder einen Tortikollis dauernd zu beseitigen, zum mindesten erfährt Patient in Bezug auf Schmerzhaftigkeit und Bewegungsfähigkeit des leidenden Teiles eine große Erleichterung. Mit gutem Erfolg hat Dr. Schnyder den Chloroformapplikationen jedesmal auch eine leichte Massage des betreffenden Körperteiles folgen lassen.

Zum Schutz der Wetterseite eines Hauses

wird im „Landwirt“ der sogenannte Rappputz empfohlen. Er wird nur angeworfen, ist fast unverwundlich, eben wegen der rauhen Oberfläche, an welcher Wind und Regen machtlos gebrochen werden und sich auch niemals Haarrisse bilden, welche die ersten Vorläufer des Abplatzens sind. Freilich sieht ein solcher einfacher Rappputz nicht schön aus. Will man sich die Kosten des wiederholten Anstreichens ersparen und zugleich die Gebäude verschönern, so bepflanzt man die Mauern mit Schlinggewächsen, deren es ja eine große Auswahl gibt. Von allen aber sind ganz besonders zwei hier zu empfehlen, welche ohne Spalier, Riegel, Draht und so weiter selbst emporklettern. Das ist erstens der Epheu, welcher bekanntlich mit seinen Luftwurzeln an dem Putz, namentlich an rauhem Putz oder an rohem Mauerwerk anhaftet, und zweitens der selbstkletternde wilde Wein, welcher dies vermöge seiner Saugwarzen vollbringt. Beide Gewächse sind deshalb zur Bekleidung der Wetterseiten von Gebäuden und namentlich von Häusern um so nachdrücklicher zu empfehlen, als sie eben vermöge ihrer Anheftung durch Saugwurzeln oder Saugwarzen zugleich die Feuchtigkeit aus den Wänden herausaugen, also dadurch dazu beitragen, die Wände und die Wohnungen gesunder zu machen. Außerdem gewähren sie in der heißen Jahreszeit durch ihre Beschattung angenehme Abkühlung und, zumal der immergrüne Epheu, auch im Winter einigen Schutz vor der Kälte. Man kann auch von einiger Entfernung her die Gebäude vor Wind und Wetter schützen durch Bäume. Nur dürfen sie nicht zu nahe stehen, teils um die Wohnung nicht zu sehr zu verfinstern, teils um sie nicht des nötigen Luftzuges zu berauben und sie infolge dessen feucht und dumpfig zu machen, wie es leider oft vorkommt.

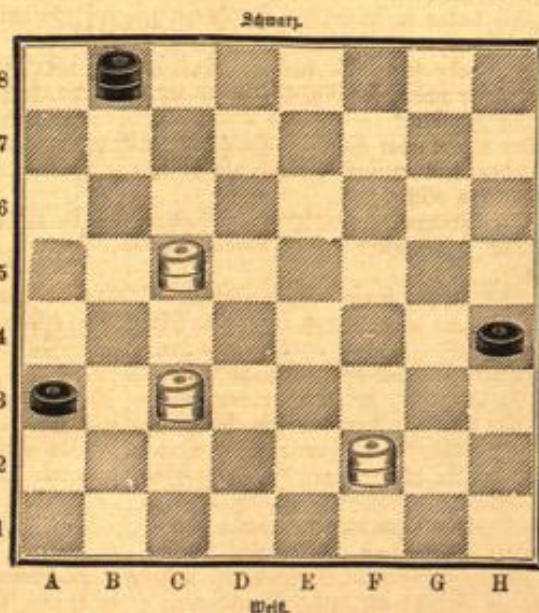
Zu rotem flüssigem Stieglack

gibt L. G. Andes in den neuesten Erfindungen folgende Rezepte: 1) Man schmilzt 2 Kilogramm venetianischen Terpentin, läßt darin dann 4 Kilogramm blonden Schellack zergehen, setzt vom Feuer, läßt etwas erkalten und fügt 10 Kilogramm 96 prozentigen Spiritus hinzu. Unter diese Masse rührt man 5 Kilogramm Zinnober, der vorher mit Spiritus zur dickflüssigen Masse angerieben war. Das Ganze wird in Flaschen gefüllt, die vor dem Gebrauch in heißes Wasser gestellt werden müssen. 2) 2 Teile Alkohol, 1 Teil Aether, 1 Teil blonder Schellack, 1 Teil Zinnober werden durch Mischen und Umschütteln in einer Flasche gelöst.

Damespiel.

Aufgabe Nr. 7.

Auch die folgende Aufgabe gehört der ältern Spielart an.



Weiß zieht und gewinnt.

Auflösung der Damespiel-Aufgabe Nr. 6 in Nr. 22:

Weiß.	Schwarz.
1) A 3 - B 4 . . .	1) B 6 - A 5. Erwungen, weil sonst durch 2) B 4 - A 5 der Stein B 6 erobert wird.
2) D 4 - E 3 . . .	2) A 5 - C 3.
3) D 3 - G 1 . . .	3) C 3 - D 2.
4) D 1 - F 2 . . .	4) D 2 - C 1 D.
5) D 2 - E 1 . . .	5) D 2 - B 2.
6) D 1 - D 2 . . .	6) D 2 zieht beliebig.
7) D 2 - C 3 gewinnt.	

Rösselsprung.

	drau	fr-	im	ten	an-	henn	
	in	ten	er-	bern	nes	pat	ren
und	läßt	und	wohl	sch-	hi-	ins	dem
nahm	dat	den	und	fr-	auch	meh-	ter
ü-	beas	nen	und	vou-	ten	rig	wohl
fol-	an-	ak	und	ten	mit	sein	der
ben-	ber-	hin	dem	lett	es	doch	eif-
bern	ter	pfo-	nach-	füh-	sch-	mer	tum
de	le-	jün-	der	bern	das	fällt	ren
ge-	wan-	die	ein	eh-	tes	wiß	

Auflösung des Rösselsprungs Seite 275:

Wunderthaten.

Wen im Tode du betrübtest,
Der erwacht gesund zum Leben,
Wächst du dem armen Blinde,
Glaube er in das Licht zu schauen.
Gleich kannst du dem Stummen Sprache
Und Gehör dem Tauben geben.
O wie schmeichelt du mir das Leben;
Voll von Wundern liegt mein Leben.

Müller von Mühlwintler.

Seine Korrespondenz.



O. B. in der Schweiz. Für den gedachten Zweck empfehlen wir Ihnen die in Bonn erscheinende „Zeitschrift des landwirtschaftlichen Vereins für Rheinpreußen“.

Hr. Hann Weber in London. Eine billige deutsche Ausgabe der „Der George von Thackeray“ finden Sie in der Universalbibliothek von Reclam (Leipzig) zum Preise von 20 Pfennig. (Uebersetzung von J. Augspurg.)

Hr. J. C. in Prag. Wenden Sie sich an die Redaktion der „Chemiker-Zeitung“ in Röhren.

Abonnent in Weimar. So viel wir wissen in Dresden. Aufgabe des Ceres genügt.

Hr. J. Maurer in Amsbach. Das ist uns beim besten Willen unmöglich.

Hr. O. B. in Tarnow. Eine sehr leicht zu berichtende Zusammenfassung von Buchstaben, wie das öfter vorkommt; „dem“ und „ist“ muß man trennen.

Abonnent in Koblenz. Neuestens erschien Heinz Credners Damospiel (Leipzig, Zeit & Comp.) nett ausgestattet. Also ihrem Zweck doppelt entsprechend.

Hr. Aug. M. in P. Wenden Sie sich deswegen an eine Fachzeitschrift. Vom Jahrgang 1880 unseres Journals können Sie, wenn Sie bald (am einfachsten bei Ihrer Buchhandlung) bestellen, ein Exemplar zum ermäßigten Preise von 3 Mark broskiert noch erhalten.

Hr. W. Müller in Bremen. Der Ton macht die Musik! Nicht ohne entschiedenes Talent, und wenn das Glück fehlt, so nützt auch das nichts.

Frau Elise B. in Gillingen. So viel wir wissen, existiert die Anzahl nicht mehr; Reiten am Jariel.

Abonnentin in Rottbus. Versuchen Sie es bei dem Kinde mit dem Maltogumminosenmehl von Starke & Pöbada in Stuttgart, in der Mischung von einem Drittel Milch und zwei Dritteln Wasser. Diese löst man mit einem Rösselspiel des Mehlens einige Minuten.

Hr. Paul Probst in Chicago. Die Redaktion kann Ihnen doch keine Frau besorgen — auch wenn Sie die höchste Meinung von den Schwabennädchen haben und wir nicht daran zweifeln, daß Sie Ihre Frau glücklich machen werden!

Hr. Kathilde Brauer in Bamberg. In Bayreuth, nicht in Beirut — das scheint ein Fehler des Hörens.

Abonnent in Adledda. Schaffen Sie sich an: „Vollständiges Wörterbuch der deutschen, französischen und englischen Sprache“, zum Gebrauch der drei Nationen in einem Bande (Leipzig, Brockhaus).

Hr. J. Meintrod in Berlin. Das kommt ganz auf die Umstände an, die wir aus der Ferne nicht beurteilen können.

Hr. B. in Breslau. Weßhalb so geheimnisvoll? Lassen Sie den Schleier fallen. Wir glauben das Bild der Wahrheit ertragen zu können.

Hr. B. Zell in Mannheim. Wir bitten um Einsendung, es soll unparteiisch geprüft werden.

Richtige Lösungen von Rebus, Rätseln, Charaden etc. sind uns zugegangen von: Hr. Marie Ebers, Leipzig; Rosine Wihlidal,

